Über die politischen Romane von Robert Prutz

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der philosophischen Fakultät (1. Sektion)
der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Ernst Hohenstatter
München

Druck von Knorr & Hirth, München 1918

Eingereicht am 21. Februar 1917

Genehmigt auf Antrag des Herrn

Geheimen Hofrats Dr. Muncker

Tag der mündlichen Prüfung: 8. März 1917

Am 30. Mai 1916 waren es 100 Jahre, daß Robert Prutz, der deutsche Dichter, Politiker und Gelehrte in Stettin geboren wurde. Der äußere Anlaß, seiner zu gedenken, war somit gegeben. Aber auch ohne diesen äußeren Anlaß ist es von Wert, eines Mannes Werk wieder erstehen zu lassen, der den reinsten Idealismus, hohes Deutschtum hütete und lehrte, wie nicht leicht einer; der bis an sein Ende den Glauben an Einheit und Größe des Reiches bewahrte, unbeschadet der politischen Enttäuschungen, die seine, wie vieler ehrlich Liberaler aus den Geburtsjahren des Reiches, vielfältige Tragik war.

Der politische Dichter Prutz ist halb vergessen. Man kennt noch einige seiner besten Weisen, man erinnert sich an seine glänzende politische Komödie, man weiß kaum, daß er Dramen geschrieben, verstaubt sind seine Romane. Und gerade diese sind fast ein Bild des Charakters, der Entwicklung unseres Volkes in ihrem Eklektizismus, der anempfindungsreich, lebhaften Geistes an allem Anteil nimmt, alles verwertet, rastlos prüft, forscht und plant, um ein Spiegel des Geschehens und Werdens zu sein.

Eines ausgesprochenen Eklektikers Werke, und Prutz ist Eklektiker, bieten reichen Stoff zur Quellenforschung und Vergleichung, die ganz natürlich ins Einzelne und Kleine gehen müssen. Prutzens Lyrik, seine politischen Dramen, seine „Politische Wochenstube“ sind schon behandelt, wenn auch meistens nur recht flüchtig. Fast nur im Titel erwähnt, kaum gewürdigt sind seine Romane. Eine Lücke hier zu schließen, sei das bescheidene Ziel dieser Arbeit.

Literatur-Angaben.

Außer den in der Arbeit selbst angegebenen Werken wurde noch nachstehende Literatur benützt, seien noch folgende Stellen verzeichnet:

Wolfgang Menzels bissiges Urteil über die Prutzschen Romane in „Deutsche Dichtung", Stuttgart 1859, 3. Bd., S. 458, dann „Deutsche Dichtung", Berlin 1897.

Über Prutzens Art, zu arbeiten, schreibt Julius Grosse in „Ursachen und Wirkungen" S. 107, daß der Dichter die Gewohnheit gehabt habe „ . . . die sich bietenden Stoffe sofort nach ihrer Aktualität zu skizzieren."

„Siebzig Jahre" von Otto Roquette. 1. Bd. S. 258.

„Unsere Zeit." Herausgegeben von Rudolf Gottschall, 8. Jahrg. Leipzig 1872. Neue Folge S. 433 ff. „Robert Prutz, ein literarischer Essay." Hier sind die Prutz'schen Romane mit Verständnis für des Dichters Art gewürdigt, ihre Technik treffend gekennzeichnet.

„Die politische Dichtung in Deutschland." Dissertation von Paul Träger, Berlin 1895.

„Gartenlaube". Jahrg. 1870, S. 228 ff. von H. B. (Jedenfalls Heinz Beta.)

„Rheinische Zeitung" Nr. 90 und 93 vom 31. März und 3. April 1842.

„Robert Prutz-Gedenkbuch". Stettin 1916.

„Das junge Deutschland". Feodor Wehl, Hamburg 1886.

„Die neueste Literatur". Ludolf Wienbarg, Mannheim 1835.

„Aus meinem Leben". 3 Bde. Louis Schneider, Berlin 1879/80.

„Augsburger Allgemeine Zeitung". Jahrg. 1851.

„Werner oder Herz und Welt. Die Schule der Reichen". Karl Gutzkow.

„Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur". 2 Bde. Karl Gutzkow, Stuttgart 1836.

„Ausgewählte Briefe von und an Ludwig Feuerbach" von Wilhelm Bolin, Leipzig 1904.

„Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen". G.G. Gervinus, Leipzig 1849.

„Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" von G.G. Gervinus, Leipzig 1853.

„Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen". Ein biographischer Beitrag. Leipzig 1853.

„Blätter für literarische Unterhaltung". Jahrg. 1844, 1845, 1849, 1850.

„Die Gegenwart". 17. Bd., Berlin 1880.

„Ferdinand Lassalles Briefe an Georg Herwegh". Herausgegeben von Marcel Herwegh, Zürich 1896.

„Georg Herwegh und die literarische Zeitung". Leipzig 1843.

„Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen". Bd. 6. „Das junge Deutschland" von Brandes, Leipzig 1891.

„Ferdinand Freiligraths gesammelte Dichtungen". Stuttgart 1886.

„Neue Studien". Karl Rosenkranz, Leipzig 1875—1878.

„Georg Herwegh. Die Gedankenwelt der „Gedichte eines Lebendigen" von Dr. Ernst Baldinger, Bern 1917.

Die Werke von Robert Prutz.

„Der Rhein". Gedicht, Leipzig 1840.
„Ein Märchen". Gedicht, Leipzig 1841.
„Gedichte". Leipzig 1841, 3. Aufl. 1846, 4. Aufl. 1857.
„Badens zweiter Kammer". 3 Gedichte. Zürich und Winterthur 1842.
„Gedichte, Neue Sammlung". Zürich und Winterthur 1843, 2. Aufl. Mannheim 1849.
„Aus der Heimat". Neue Gedichte, Leipzig 1858, 1864, 6. Aufl. 1879.
„Aus goldnen Tagen". Prag 1861.
„Mai 1866". „Juli 1866".
„Herbstrosen". Neue Gedichte, München 1867.
„Stimmen der Liebe". Berlin 1868.
„Buch der Liebe". Leipzig 1869, 6. Aufl. 1883.

„Das Engelchen". Leipzig 1851.
„Felix". Leipzig 1851.
„Die Schwägerin". Dessau 1851.
„Der Musikantenthurm". Leipzig 1855.
„Helene". Ein Frauenleben. Prag und Leipzig 1856.
„Oberndorf". Leipzig 1862.

„Karl von Bourbon". Historische Tragödie, Hannover 1845.
„Die politische Wochenstube". Eine Komödie. Zürich und Winterthur 1845.
„Dramaturgische Blätter". Hamburg 1846.
„Dramatische Werke". Leipzig 1847–49. „Nach Leiden Lust", Komödie. „Karl von Bourbon". „Erich der Bauernkönig". „Ueber das deutsche Theater". „Moritz von Sachsen", Trauerspiel.

„Der Göttinger Dichterbund". Zur Geschichte der deutschen Literatur, Leipzig 1841.
„Literarhistorisches Taschenbuch". Leipzig 1843–1848.
„Die politische Poesie der Deutschen". Leipzig 1845.
„Geschichte des deutschen Journalismus". Teil 1. Hannover 1845.
„Kleine Schriften zur Politik und Literatur". Merseburg 1847.
„Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters". Berlin 1847.
„Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart". Leipzig 1847–1859.
„Die deutsche Literatur der Gegenwart". 1848–1858. Leipzig 1859.
„Karl Friedrich Bahrdt, Beiträge zur Geschichte seiner Zeit und seines Lebens." Leipzig 1850.
„Zehn Jahre". Geschichte der neuesten Zeit 1840–1850. Leipzig 1850–1856.
„Taschenbuch der neueren Geschichte". Dessau 1851.
„Deutsches Museum". Leipzig 1851–1867.
„Neue Schriften zur deutschen Literatur und Kulturgeschichte". Halle 1854.
„Goethe". Eine biographische Schilderung. Leipzig 1856.
„Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien". Stuttgart und Augsburg 1857.
„Menschen und Bücher". Biographische Beiträge zur deutschen Literatur und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1862.

Über die politischen Romane von Robert Prutz.

Die moderne literarische Zunftkritik der letzten Jahre vor dem Kriege in ihrer lässig ästhetischen Pose sprach der Politik als Gegenstand der Dichtung so ziemlich jede Berechtigung ab, eine Ausnahme machte sie nur für den Roman und verwandte Dichtungsarten. Aber auch hier duldete sie nur den politischen Einschlag im Sinne Zolas und der Naturalisten, oder aus künstlerischen Gründen als Umweltschilderung, Stimmungsmache usw. Im Zeitalter einer gewissen Verwischung der Kunstgrenzen war es an sich natürlich, wenn dichterische Vorwürfe, die ihren Grund in politischen Zuständen haben, wie Revolution, Streik, Armeleutwesen usw. den Romandichter zur Darstellung anregten, obwohl sie in manchem Sinne sich eher für den Maler eignen, oder für die Schaubühne, was aus einer Gemeinsamkeit der Schaffungsbedingungen zu erklären ist, die zwischen Malerei und dramatischer Kunst besteht; wenn man schon im Zusammenhange damit annimmt, daß die ästhetische Weltanschauung zur „Vermittelung der Extreme" führt.

Den Roman als Tendenz, als politisches Programm lehnte der Gegenwartsliterat aus dem unpolitischen Charakter der Deutschen heraus, der kein Segen ist, entschieden ab. Romane etwa, wie Arthur Schnitzlers „Weg ins Freie", Thomas Manns „Königliche Hoheit," Max Kretzers Berliner Romane, auch Bahrs Romane und die modernen Erzählungen streng sozialistischer Schriftsteller scheinen mir doch mehr rein individuelle Umweltromane als wirklich politische, Parteiromane zu sein.

Die politischen Komödien der letzten Jahre wurden alle von der Kritik abgelehnt, obwohl sie mindestens nicht schlechter waren, als andere zeitgenössischen Stücke; das politische Tendenzstück wurde ebenso verpönt, wie der politische Roman, und verabscheut geradezu die politische Lyrik. Originalität, Individualität um jeden Preis war der Wahlspruch der Modernen, Gesinnung war ihnen nichts. Mit ihrem Streben nach Originalität griffen sie vielfach ins Leere, mit ihrer Ablehnung jeder politischen Erörterung drangen sie nicht ins Weite.

Somit wären die politischen Dichter der Vierziger Jahre ganz und gar abgetan, denn diesen war die Gesinnung, die politische Betätigung alles, und Robert Prutz besonders verdiente den Dichterlorbeer nicht. Schon seine Lyrik bewies, daß er so recht der „Gesinnungspoet" war. Man vergleiche dann z. B. „Grenzboten" 1857, 1. Sem. 2. Quartal,

2. Band S. 3; hier heißt es: „er glaubte auch mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten im Dienste der Zeit stehen zu müssen . . .“ „daß die Gesinnung selbst für politische Streitfragen nicht ausreicht“. Noch mehr erhellt diese Charakterisierung aus Prutzens Romanen; man könnte sie wirklich „Gesinnungsromane“ nennen, denn selten wird sich die Absicht des Verfassers so deutlich (fast so aufdringlich wie etwa in der Gegenwart bei Shaw) verraten, Meinungen über alle öffentlichen Fragen, über Staat, Kirche, Gesellschaft, eben die Gesinnung darzulegen, wie in den Prutzschen Romanen; hier haben wir einmal den Fall, daß man den Dichter für Aussprüche seiner Gestalten verantwortlich machen darf. Um den Vergleich mit Shaw zu ziehen, mit einem der Modernsten, sei darauf hingewiesen, daß auch Shaw für die Kunst den engsten Zusammenhang mit den Zeitfragen proklamiert und deshalb das Theater geradezu als Lehrmittel betrachtet. Prutz selbst läßt in seinem Roman „Felix“ wohlgemerkt einen Widersacher seines Ebenbildes, des jungen Dichters, sagen, „es sei überhaupt ein Unding, wenn ein Poet, das heißt also ein phantastischer, unpraktischer Mensch, zugleich Politiker sein wolle.“ (Bd. 1., S. 151.)

Die Romane von Prutz erschienen in zwei durch eine mehrjährige Pause getrennten Zeitabschnitten. Die ersten drei kamen im Jahre 1851 heraus, die übrigen in den Jahren 1855—1862. Es wird jeder im besonderen noch besprochen werden. Zum besseren Verständnis sei kurz schon an dieser Stelle einiges bemerkt. Zuerst erschien „Das Engelchen“; es ist einer Jenaer Freundin, Fräulein Alwine Göttling, in Dankbarkeit für friedliche, sommerliche Stunden gewidmet. Die Handlung ist vielverzweigt, doch sind als leitende Teile wohl erkennbar die Geschichte der Fabrikantenfamilie, der Kampf zwischen dem Unternehmertum im Schloß und dem Proletariat im Fabrikdorf. Ausgreifend in politisches und soziales Leben vertieft sich das Ganze in jenen sittlichen Ideen, von denen der Dichter selbst in der Vorrede sagt, daß er sie zu Grunde gelegt habe. Der Roman spielt im deutsch-schlesischen Gebirge, an der Grenze, um das Jahr des Weberaufstandes. In dem ganz aus dem Sturmjahre geborenen Roman „Felix“ ist der Entwicklungsgang eines jungen Dichters und Idealisten geschildert, der sich in die politischen Wirren seiner Zeit stürzt und schließlich nach vielen Irrfahrten wieder zur Poesie zurückkehrt. Die eigenen Erfahrungen gaben dem Dichter die Mittel zur schärferen Charakterisierung des Helden und zu politischer, literarischer und gesellschaftlicher Satire. Die Erzählung „Die Schwägerin“ entwickelt aus der Idylle eines stillen Familienlebens einen Konflikt

moderner Art. In den bescheidenen, zufriedenen Kreis tritt die Weltdame, die Schwägerin, und berückt des Hausvaters Sinn und Herz, der seiner braven Frau nicht gerecht gewesen. Der Dichter löst die Verwirrung in die Erkenntnis auf, daß die Frauen mehr sind als ein schönes Spiel. In diesem Buch ist der politische Gehalt verhältnismäßig gering, wenn auch Streiflichter aus der Zeit des Vormärzes in die Geschehnisse fallen.

Die Romane der zweiten Periode sind „Der Musikantenthurm,“ erschienen 1855; „Helene. Ein Frauenleben“ 1856; „Oberndorf,“ 1862. Im „Musikantenthurm“ wird die Geschichte eines alten Gebäudes gegeben, das als Bürgerspital, Armenhaus und Zuflucht für Obdachlose dient, und im zwanglosen Zusammenhang damit die Geschichte eines vornehmen Geschlechtes, dessen Angehörigen die Verwaltung des Turms untersteht. So ist der Gegensatz zwischen Tiefen und Höhen menschlicher Lebensbedingungen, die Gelegenheit zur Kritik an der Beamtenaristokratie gegeben, das Soziale wieder nahgerückt. In „Helene“ ist der Lebenslauf einer feinen, stillen Frau nachgezeichnet, nicht ohne Spannungen und Überraschungen, von der Kindheit bis zum Ende. Ein Mädchen, dessen frühester Jugend die Mutter fehlte, wird als Erzieherin in die Welt geschickt, da liegt viel Schmerzlichkeit verborgen; so ist denn die Geschichte auch voll Schwermut und Unerfüllung. Aus dem Tagebuch der Gouvernante spricht das soziale und gesellschaftliche Problem der unverheirateten, selbständig tätigen und verdienenden Frau. In „Oberndorf“ laufen zwei Handlungen nebeneinander, die Geschichte des jungen politischen Dichters, der sich, aus seiner Heimat verwiesen, unter falschem Namen eine Hauslehrerstelle verschafft bei einer adeligen Familie, und das Schicksal dieser Familie. Der junge Dichter ist stark nach Prutzens eigenem Bild geschaffen. Obwohl dieser Roman die Reihe der Prutzschen Prosadichtungen abschließt, scheint weder ein literarisches noch ein politisches Ziel mit ihm erreicht, sofern man als letzteres nicht etwa die soziale Utopie am Schlusse ansehen will.

*

Zur Zeit, da Prutz Romane zu schreiben begann, war er Verdächtigungen und Angriffen von allen Seiten ausgesetzt; man hat beim Lesen seiner Romane oft die Empfindung, als wollte der Dichter sagen: „so urteile ich über diese Sache, seht selbst, ob ich recht und gut denke, ist meine Gesinnung ehrenwert oder nicht?“

Da diese Angriffe und Verdächtigungen auf die Entwicklung der Prutzschen Romandichtung großen Einfluß gehabt haben, sei gleich an

dieser Stelle entsprechendes Material beigebracht. In der „Vossischen Zeitung" 1848, Nr. 117, 1. Beilage wendet sich ein gewisser Engelcken aus Pommern, also ein Landsmann von Prutz, in einem Eingesandt „Wegen der Rückkehr des Prinzen von Preußen" gegen Prutz und schreibt: „muß sich der König über jeden Auftrag, den er gab und giebt, vor den Berliner Clubbs, vielleicht vor Herrn Dr. Prutz ausweisen", „vor seiner Bemäkelung des Ausdrucks „ritterlich" wendet man sich unwillig hinweg". Die „Vossische Zeitung" war nämlich damals voll von Erklärungen, welche die Rückkehr des Prinzen von Preußen forderten, gegen die Prutz im demokratisch-konstitutionellen Klub zwar nicht an sich gesprochen hatte, er hatte sich aber, z. B. in der Sitzung vom 13. Mai gegen die Zurückberufung durch das Ministerium und gegen die Form, in der diese geschah, gewendet. Bezeichnend für Prutz ist folgende Stelle seiner Ausführungen, enthalten im Sitzungsbericht in Nr. 113: „Der Passus von der Ritterlichkeit. Dieser Ausdruck hat in der neuesten Zeit einen ominösen Klang erhalten und hat keine reelle Bedeutung. Sollte er etwa den schnöden Geist der Soldateska bedeuten, dann wäre es die unglückseligste Eigenschaft, die man dem Prinzen beilegen könnte". In Nr. 114 der „Vossischen Zeitung" findet sich wieder ein Angriff gegen Prutz. Der K.-G.-Assessor Ulrich, der damals in den Zeitungen ziemlich von sich reden machte, schreibt: „Herr Dr. Prutz hat in der im konstitutionellen Klub gehaltenen Rede über die Zurückberufung des Prinzen von Preußen zwar sein bekanntes Recensententalent aber wenig politische Einsicht bewiesen; denn er hat statt einer gründlichen sachlichen Beurteilung der Maßregel eine wortklaubende Kritik des Immediatberichts geliefert". In Nr. 119 wendet sich ein Eingesandt gegen: Die Herren Prutz, Jordan und andere, welche im konstitutionellen Clubb dem Staatsministerium ein Verbrechen aus der Zurückberufung des Prinzen von Preußen gemacht haben. Wie Prutz damals dachte, geht aus seiner Rede in der Sitzung des Klubs am 15. Mai 1848 hervor; er spricht da mit Betonung von dem Symbol: Freiheit und Ordnung.

Prutz wurde also damals von seinen politischen Gegnern wegen seiner freiheitlichen Gesinnung angegriffen; überdies aber auch von seinen politischen Freunden, denen er nicht radikal genug war.

Prutzens Freunde, zumal Ruge und Herwegh, Wortführer des damaligen deutschen Liberalismus, waren vor allem international gesinnt wie die meisten Liberalen zwischen 1830 und 1840 überhaupt; den Gedanken eines nationalen, in freiheitlicher Verfassung aufgebauten Staates konnten und wollten sie nicht fassen. Über doktrinäre Theorien hinweg

sah Prutz ein einiges, freies, starkes Deutschland in ferner Zukunft erstehen, ein Deutschland, in dem Ruge nur eine Gefahr für die demokratische Idee erblickte. Hier berühren sich die politischen Probleme jener Tage mit denen der neuesten Zeit; hier scheiden sich die Wege sonst so treuer und aufrechter Freunde, wie Ruge und Prutz es waren. Siehe darüber u. a.: „A. Ruges Briefwechsel". Herausgegeben von Paul Nerrlich. Berlin 1886, 1. Bd. S. 429, 430, 431. In einem Briefe vom 14. März 1847 schreibt Ruge: „Du machst Dich nun sehr wider meine Wünsche zum Sündenbock des gedankenlosen Nationalismus". „Von ganzer Seele wünsche ich, daß Du ehrlich der Unsrige bleibst". In einem Briefe an Fröbel vom 9. März 1847 schreibt Ruge von Prutz: „er hetzt geradezu die Patrioten auf mich". „Prutz mag sich bekehren, wie ich ihm auch geraten habe". In einem Brief an Kuno Fischer vom 23. März 1847 heißt es von Prutz: „an ihm sei überhaupt Hopfen und Malz verloren". In einem Brief an Fleischer vom 18. Juni 1843 sagt Ruge: „Prutz ist keiner Initiative fähig ... nun lebt er unter lauter Jenenser Eseln, was kann daraus entstehen als diese Depression" (siehe Ruges Briefwechsel 1. Bd. S. 313).

Ein klares Bild von Prutzens Wollen und Denken in jenen Jahren gewinnt man aus Ruges scharfer Antwort auf des Freundes Fehdebrief: „Vaterland oder Freiheit?" Die Antwort ist im Wortlaut abgedruckt in „Politische Bilder aus der Zeit." Leipzig 1847. 1. Bd. S. 345 ff. unter dem Titel „Auch ein Politiker".

Im ersten Bd. S. 64 ff. von „Kleine Schriften" (Merseburg 1847) setzt sich Prutz in dem Brief an einen Freund „Vaterland? oder Freiheit?" in schneidiger Fechterweise und mit der ganzen Schärfe des Spottes, der ihm zu Gebote stand, mit Ruge auseinander. Er umreißt zuerst Ruges von der Julirevolution mehr als beeinflußten Gedankengang: „Nationalgefühl? wie bornirt! Patriotismus? welch ein zurückgebliebener Standpunkt! Es giebt kein anderes Vaterland, als die Freiheit, kein anderes Nationalgefühl, als das Bewußtsein der Bildung und der Humanität; dem freien Franzosen fühl' ich mich mehr Bruder, als dem unfreien Deutschen, ob auch zehnmal eine deutsche Mutter mich gesäugt, deutsche Luft mich genährt, deutsche Sprache mich gebildet habe. Ja überhaupt, wer es gut meint mit den Deutschen, diesen dickköpfigen, abergläubigen, knechtischen Deutschen, dieser Incarnation der „Niederträchtigkeit," der reiche uns die Hand und helfe uns, sie zu Franzosen zu machen. Das ist der einzige reelle Dienst, den man den Deutschen sowohl, wie im Allgemeinen der Sache der Freiheit und der Bildung erweisen kann und

zu dem Alle daher, die es mit der letztern wahrhaft wohl meinen, sich vereinigen müssen. —“ Wie bekannt das doch uns nach siebzig Jahren klingt. Prutz antwortet nun in der Weise, in der wir heute auch noch antworten, weil es die selbstverständliche ist: „Das Volk weiß mehr vom Vaterlande, von dem es sich umgeben fühlt, das zu ihm spricht im Rauschen seiner Bäume, im Duft seines Weines, im geheiligten Laut seiner Sprache, in tausend und abertausend Erinnerungen und Denkmalen, als von der Freiheit, von der es nicht weiß, wo sie wohnt, deren Zauber es nie empfunden hat, die ihm keine Gestalt, kein Bild, keine Anschauung gewährt, auch wenn Du ihm sagen wolltest, daß sie krapprothe Hosen trägt. . . .“ „Am Vaterlande hängt es, Patriotismus, Aufopferung für das Vaterland, Nationalgefühl, Nationalehre hält es für höchst wesentliche, höchst schätzenswerthe Güter: nun kommst Du und erklärst ihm, das Alles sei Plunder, romantischer Quark, heraufgeholt aus der Grube des Mittelalters, auf die Freiheit allein komme es an und die Freiheit habe kein Vaterland und dulde keinen Patriotismus — im Ernst, lieber Freund, hältst Du dies wirklich für eine Empfehlung der Freiheit?“ Auf Ruges Anklagen wider den deutschen Geist antwortet Prutz: „Zwar was die Regierungen angeht, so geb' ich Dir dieselben preis; sie haben Federn und Bajonette, Schriftsteller und Gensd'armen genug: mögen sie denn, thust Du ihnen Unrecht, sich selbst vertheidigen!“ „Du willst die sittliche wie staatliche Erhebung und Reinigung der Nation: ist es klug, ist es politisch, Deine Reformversuche damit zu eröffnen, daß Du ihr in Gnaden beweisest, sie sei eine Nation von Lumpen?“ Prutz wendet sich auf das schärfste dagegen, daß Ruge, ein Deutscher, von einem fremden Lande aus das seiner eigenen Nation zu sagen wagt, „was in diesen jüngsten Tagen der unsrigen gesagt worden ist“. Gegenüber dem Vorwurf Ruges, daß der Name Vaterland schnöde mißbraucht würde, betont Prutz „. . . . der heilige Name des Vaterlandes ist mehr als einmal gemißbraucht worden, mehr als einmal — wer wüßte es nicht?! hat man uns in die Schlacht geschickt und hat unser Hab' und Gut gefordert und unser Blut vergeudet und uns die Haut vom Leib geschunden — Alles, wie sie sagten, um des Vaterlandes willen —! und meinten dabei doch nur ihren eigenen Vortheil, ihren Nutzen, ihre Erhaltung“. „Ist es der falsche Götze des Vaterlandes allein, dem man Völker geschlachtet, und der Name der Freiheit wäre niemals gemißbraucht, unter der Maske der Humanität niemals geheuchelt worden?“ In diesem Prutzschen Bekenntnis stehen Worte, festgefügt, stolz, erfüllt von edelster Vaterlandsliebe: „— Auch Deutschland wird sich wieder erheben, es ist noch nicht am Rande

seiner Tage, sogar umgekehrt, seine Tage kommen erst, seine Sonne hebt sich erst, die Sonne der Freiheit . . ." „denn dies endlich ist das Resultat dieser ganzen Gedankenreihe: die Nationalität ist die Persönlichkeit — Patriotismus, als das Bewußtsein dieser Persönlichkeit, die Ehre der Völker". „Die Völker sollen nicht bloß Nationen sein, sondern freie Nationen. So wenig das Allgemeine die Persönlichkeit vernichtet, vielmehr es veredelt sie: so wenig auch von der Freiheit wird die Nationalität vernichtet, vielmehr verklärt von ihr. Nicht also Gegensätze sind Nationalität und Freiheit, Patriotismus und Humanität — vielmehr Ergänzungen; nicht Vaterland oder Freiheit ist die Devise, vielmehr Vaterland und Freiheit, ja in unmittelbarem, organischem Zusammenhang: das freie Vaterland!" „nicht Partei oder Patriotismus, sondern patriotische Partei!" Das ist der rechte Geist der Vierziger Jahre, guter, deutscher Geist.

Weiteres Material siehe: „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart." Leipzig 1847. S. X, XIII ff., LVII. — „Unterschlagene Briefe." Berlin 1846. 6. Brief.)

Ein schönes und wohl das richtige Urteil über Prutz fällte die kluge Emma Herwegh, die den Dichter aus näherem Verkehr ja gut kannte. Sie schreibt an Georg Herwegh: „Auch in allem, was er mir über die äußeren Zustände gesagt, erkenn' ich immer nur den alten strebenden Freund, der gegen die Unfreiheit mit allen ihm zu Gebot stehenden Waffen kämpft und an der eigenen Ohnmacht, nie aber an der Unechtheit seiner Gesinnung scheitern wird". Siehe „Briefe von und an Georg Herwegh" München 1896. S. 53, 25. Nov. 1847.

Es wären also nach all dem die Romane, wenigstens die erstvollendeten, eine Art Rechtfertigungsversuch. Zu Gunsten dieser Annahme spricht manches aus der folgenden Darstellung, ein vollgültiger Beweis dürfte sich nicht erbringen lassen, da persönliche Dokumente wie Briefe und Tagebücher, die Aufschluß geben könnten, aus jener Zeit nicht vorhanden sind. Im übrigen hat Prutz ja auch die „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart" zu seiner Rechtfertigung herausgegeben, wie er ebenda S. IX ff. selbst sagt.

Daß eine Persönlichkeit wie Prutz auch beim Schaffen erzählender Dichtungen der politischen Tendenz nicht entraten wollte, ist seiner ganzen literarischen Entwicklung gemäß ohne weiteres klar. Daß aber die politischen Verhältnisse in Prutzens Romanen das Lieblingsthema bilden, daß die politische Parteinahme oft alle dichterischen Erwägungen ver-

drängt, ist bis jetzt zu wenig hervorgehoben worden. Man kann Prutzens Romane und Novellen ohne Einschränkung als politische Dichtungen bezeichnen; und das umsomehr, als sozialpolitische Forderungen untrennbar sind von Parteipolitik und jene kulturellen Forderungen, wie sie in Prutzens Romanen erhoben werden, seinerzeit nur auf politischem Wege zu vertreten und zu erreichen waren.

Wenn also von dem politischen Dichter Prutz gesprochen wird, soll man nicht nur an den Lyriker und Dramatiker denken, sondern auch an den Romancier. Es ist nicht überraschend, daß ein so vielseitiges Talent wie Prutz mit Prosadichtungen sich versuchte; die literarischen Zeitverhältnisse weisen darauf hin, die ganze Bewegung jener Zeit, die, wie Johannes Proelß in „Das junge Deutschland" Stuttgart 1892, S. 9 sagt, „den Charakter eines gährenden Übergangs aus romantischen Stimmungen und Anschauungen zu einer realistischen, auf Leben und Wirklichkeit in Staat und Gesellschaft gerichteten Denk- und Kunstweise trug"; deren „erste Formel", wie Karl Rosenkranz sagt, die Emanzipation des Fleisches war.

*

Die politische Lyrik hatte in der hoffnungslosen Epoche, die dem Sturmjahr folgte, versungen und vertan. Der ganzen Stimmung jener Tage entspricht das Vorwort zum zweiten Band von: Prutz. „Zehn Jahre." Leipzig 1856. S. VI, wo er schreibt, es ginge nicht mehr an „sich künstlich zu einer Begeisterung emporzuschrauben, zu der er weit und breit keine Veranlassung mehr sieht". Da sich Prutz das Theater im engsten Zusammenhang mit dem nationalen Leben dachte, ist es erklärlich, wenn er das Feld der dramatischen Poesie in einer Periode des allgemeinen Niedergangs brach liegen ließ, umsomehr, da er als Bühnendichter unangenehme Erfahrungen mit den Behörden gemacht hatte und das Theater sich im unbestrittenen Besitz der Reaktion befand.[1]) Aber die Prosaerzählung war wohl angetan, ein lebendiges Bild der Zeit zu geben nach der Forderung von Gutzkow, daß der Roman „die Blendlaterne des Ideenschmuggels" sei. Wienbarg spricht das in den „Ästhetischen Feldzügen" ähnlich aus: an das Wirkliche müsse sich der Künstler halten, aber er habe es nicht als wirklich nachzuahmen, sondern dem Wirklichen seiner natürlichen Bedeutung gemäß eine künstlerische Bedeutung zu geben.

---

[1]) Siehe: „Neue Schriften." 2. Bd. von Prutz. Halle 1854. S. 200 ff. — Die Klage Feodor Wehls in den „Jahreszeiten." 1859, Nr. 19. — Julius Grosse „Ursachen und Wirkungen." Braunschweig 1896. S. 104.

Prutz nennt selbst den Roman „das eigentliche poetische Abbild unseres vielbewegten, vielverflochtenen, vielirrenden, modernen Lebens“.[1])

Auch der Satire, die Prutz zur zweiten Natur geworden, konnte er hier die Zügel schießen lassen; und weiter war die Möglichkeit gegeben, der Öffentlichkeit und zweifelnden Freunden zu zeigen, daß man keinen Gesinnungswechsel vorgenommen hatte. Keinen Wechsel des Bekenntnisses, das Prutz dadurch abgelegt, daß er auf die Frage: Vaterland? oder Freiheit? antwortete: Das freie Vaterland und die patriotische Partei.

Es wird von Roquette und anderen hervorgehoben, daß der Dichter Romane zu schreiben begann, ausschließlich des materiellen Erwerbs halber.[2]) Das dürfte nur die nebensächliche Ursache gewesen sein, trotz tatsächlichen, finanziellen Nöten; denn Prutz war doch eine zu ehrliche Poetenseele, um zum farblosen Vielschreiber zu werden. Schreibt er doch in seinem Schlußwort im „Literarhistorischen Taschenbuch“ 1848: „Wohl aber fürchtet er (der Herausgeber Prutz) der Redaction des „Literarhistorischen Taschenbuchs“ unter diesen Umständen nicht mehr denjenigen Fleiß und die Sorgfalt widmen zu können, welche er ihm schuldig ist“. Außerdem ist das „Engelchen“ laut Vorrede bereits einige Jahre vor diesen Hallenser Geldnöten begonnen. Es scheint eine sehr böswillige, bissige Unterstellung des Pamphlets „Der große Pascha von Halle“ Leipzig 1853 auf die Annahme einer bloßen literarischen Geldmacherei nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Um klingenden Erfolg zu haben, hätte sich Prutz nach dem Geschmack des Publikums richten und historische Romane schreiben müssen, denn diese wurden damals von der Lesewelt geradezu verschlungen. Aber der Dichter fühlte wohl instinktiv, daß auf diesem Gebiet seine Begabung nicht lag; es ist auch besser, daß er keine historischen Romane schrieb, was bei einem Dichter und Historiker gar nicht so selbstverständlich ist, die wären womöglich noch tendenziöser ausgefallen als die historischen Dramen. Prutz spricht dem historischen Roman keineswegs die poetischen Eigenschaften ab; in seinem Aufsatz „Stellung und Zukunft des historischen Romans“, „Kleine Schriften“ 1847, 1. Bd. S. 279 ff. wird er ihm vollauf gerecht, vielleicht zu gerecht. (Siehe „Ursachen und Wirkungen“. J. Grosse S. 173). Dabei ist er der Meinung, daß diese Gattung der erzählenden Dichtung

[1]) Siehe auch „Die deutsche Literatur der Gegenwart“, 2. Bd. S. 83. Börne spricht in seinem Briefwechsel mit Cotta 1821 davon, die Literatur mit dem Leben, d. h. die Ideen mit der wirklichen Welt zu verbinden.

[2]) „Siebzig Jahre“ von Otto Roquette, Darmstadt 1894, Bd. 1, S. 335. — „A. Ruges Briefwechsel“, S. 436. Brief 256 vom 19. Mai 1847. Ruge schreibt an Prutz „Was an der Geschichte Deiner Concessionen in Berlin wahres ist.“

augenblicklich, mit Ausnahme etwa der besten historischen Romane von Willibald Alexis, auf keiner besonders hohen Entwicklungsstufe sich befand und daß die Zeitverhältnisse überhaupt dem Epos nicht günstig waren, natürlich vom rein dichterischen Standpunkt aus. Er sagt in dem oben erwähnten Aufsatz S. 290 ff., was er im Sinne der Anschauungen seines Lehrers Gervinus hofft, nämlich „daß, wie unser historisches Dasein sich zu voller, harmonischer Gestaltung verklären wird, so auch die Form des historischen Romans sich immer harmonischer entwickeln, immer mehr sich mit den Elementen der Kunst erfüllen und sättigen, nach immer vollständigerem, künstlerischem Ausdruck ringen wird: Bis es endlich wieder dasteht, in vollendeter Schönheit, in einer neuen Zeit, einem neuen Staate, unter einem erneuten, freien Volke: Das neue epische Gedicht". Man vergleiche dazu Wienbargs Urteil über den historischen Roman, und seinen Plan eines zeitgeschichtlichen Sittenromans. Eine Bestätigung der Prutz'schen Roman-Anschauungen ist es vielleicht, daß doch eigentlich nur der abgeklärteste Charakter unter den politischen Lyrikern, Graf von Auersperg, mit besonderem Erfolg sich der Epik zuwandte, wenn sich auch ein Epiker wie Mosen unter ihnen findet, und Lenau, Meißner sich in, allerdings tendenziösen, Epen versuchten. Die erzählende Dichtung beansprucht eben in der Form des Epos ein höheres Maß von Objektivität und Konzentration, als es in den Brauseköpfen der oppositionellen Dichter vorhanden war.

Für Prutz stand es also fest, daß weder für den historischen Roman, noch für das Epos, das doch erst aus diesem geboren werden mußte, die Zeit gekommen war. Aber, daß er keinen komischen Roman schuf, ist verwunderlich und vielleicht ein Verlust für die deutsche Literatur. Sein „Felix" ist wohl in Teilen eine Art von komischem Roman, aber ein Erzeugnis, das bewußt und mit Recht diesen Untertitel trägt, ist er auch nicht. Es haben sehr große Dichter für das Komische weder Verständnis noch Begabung besessen; daß Prutz für das Komische, besonders für die derbkomische Satire Begabung besaß, hatte zum Teil seine Lyrik, in glänzender Weise aber „Die politische Wochenstube" bewiesen. Daß er dafür Verständnis und Neigung hatte, erhellt aus seinen literarhistorischen Schriften. Von Trautmanns komischen Romanen spricht er mit Anerkennung trotz ihrer romantisch-mittelalterlichen Tendenz. Siehe darüber: „Deutsches Museum" 1853, 1. Teil, S. 365 ff., 2. Teil, S. 882 ff., 1855, 1. Teil, S. 830 ff. Dabei reiht er Trautmann eben dieser Tendenz wegen merkwürdigerweise unter die politischen Dichter ein. („Deutsche Literatur der Gegenwart", 1. Bd., S. 154 ff.,

„Ursachen und Wirkungen“ von J. Grosse, Braunschweig 1896, S. 157). Prutz hat sich sehr früh schon mit dem komischen Roman beschäftigt, so in seiner Abhandlung in den „Hallischen Jahrbüchern“ 1839, Nr. 298, S. 2377 ff. „Ueber alte und neue komische Romane“ und später in dem Aufsatz „Ueber die Armuth der komischen Literatur, besonders der Deutschen“ „Kleine Schriften“ 1847, 1. Bd., S. 258 ff., der geradezu eine Apotheose des Komischen in der Dichtung bedeutet. Und konnte man sich einen willkommeneren Stoff denken für den komisch-satirischen Roman, als die öffentlichen Zustände in den Reaktionsjahren? In einem Staatswesen, in welchem einmal Eichhorn, bezeichnenderweise der Kultusminister, den Ausspruch tat: „Mit der Kirche und dem Staate, wie sie sein können und dürfen, sind Oeffentlichkeit und Redefreiheit unverträglich“, mußte in einer Periode wieder hergestellter Reaktion die Heuchelei, wohl das dankbarste Motiv der Satire, zum allgemeinen Stigma werden. Prutz äußert sich darüber in „Zehn Jahre“, 2. Bd., S. 55 also: „Nur fromme Leute wurden befördert, — oder doch wenigstens solche, die sich fromm zu stellen wußten“. In den sogenannten besseren Kreisen atmete man auf, daß die Revolution tot war, nun konnte man ruhig seinen Klassenhochmut wieder zur Schau tragen. Die Bürgerschaft, die revolutionäre Schlapphüte getragen, hinterm Bierkrug verwegene Reden geführt und das schöne Lied gesungen hatte „Nieder mit den Hunden von der Reaktion“, war ängstlich bemüht, Wohlanständigkeit, Unterordnung, streng kirchliche Gesinnung und ähnliche Bürgertugenden recht offenkundig an den Tag zu legen, um ja im Geruche der Loyalität zu stehen. Man braucht nur eine beliebige Zeitung aus der zweiten Hälfte des Jahres 1848 durchzublättern, es wimmelt in jeder Nummer von Ergebenheitserklärungen, von jämmerlichen Beteuerungen „daß man gewißlich nicht dabei gewesen“, natürlich immer mit Namen und voller Adresse.[1]) So konnte es kommen, daß ein großer Teil des deutschen Volkes eine Riesenarmee von Tartuffes zu sein schien. Es ist schade, daß diese Epoche nicht ihren Molière hatte, und verwunderlich, daß sie nicht eine Blüte des komisch-satirischen Romans hervorrief. Und wenn einer berufen gewesen wäre, die Geißel des Spottes zu schwingen, so war das der treffliche gesinnungstüchtige Prutz, der Uebersetzer und Biograph Holbergs, des großen dänischen Satirikers, der seinem Vaterlande auch eine klassische Prosa geschaffen hatte; so war das der Dichter

[1]) Vgl. den Brief des Stadtverordneten Reiche aus Prutzens Vaterstadt Stettin an Manteuffel vom 23. September 1849. „Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frh. von Manteuffel“, 1. Bd. S. 165.

der „Politischen Wochenstube“. Aber leider ist in den Prutz'schen Prosadichtungen wenig zu spüren vom Geiste Holbergs und dem überlegenen Witz der aristophanischen Komödie. Prutz hatte bereits auch in der Prosa sein Talent, besonders stilistisch mit Erfolg erprobt, als Kritiker, Biograph, Literarhistoriker; seine Leistungen sind ja im allgemeinen etwas ungleich, doch fast immer bedeutend genug, um ihm den Vorwurf der Mittelmäßigkeit zu ersparen. Wenn man den meisten seiner Romane diese Zensur nicht vorenthalten kann, so muß das an äußeren Gründen liegen; denn es ist nicht recht einzusehen, daß gerade hier seine Begabung unzulänglich sein sollte. Ich möchte gleich an dieser Stelle bemerken, daß zwei seiner Erzählungen alles, was er sonst an Prosadichtungen schuf, weit überragen. Das ist der Roman „Das Engelchen“, (Leipzig 1851), der trotz seiner etwas altmodisch verstaubten Schreibweise einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur verdient und von dem man schwer begreift, daß ein so ernstes Werk ähnlich wie „Die Politische Wochenstube“ fast vergessen werden konnte, und „Der Heizer vom Aetna“, eine Meisternovelle auch im modernen Sinne (enthalten in „Kleine Schriften“ von Robert Prutz, 1847, 2. Bd.).

Bei der Beurteilung der Prutz'schen Prosadichtungen ist zu bedenken, daß der Dichter sie in einem Jahrzehnt schrieb, das man am liebsten das Zeitalter der politischen und wirtschaftlichen Mittelmäßigkeit nennen möchte. In einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ vom 8. Juni 1851 „Der sociale Roman“ ist diese Zeit gekennzeichnet als die „schläfrige Mittagsstunde des Volkslebens“. Man wagte nur mehr ganz leise zu räsonnieren, niemand wollte kräftige Klänge hören; die resignierte Stimmung drückte auf die poetischen Leistungen. Dann ist zu bedenken, in welcher Gemütsverfassung der Dichter sich in seiner Hallenser Zeit befand; Grosse und Roquette erzählen übereinstimmend in ihren Lebenserinnerungen, wie wechselnd des Dichters Stimmungen waren, sodaß die Romane geradezu eine Art Stimmungsbarometer darstellen. Gehässigkeiten und Schikanen, wie der Dichter sie in Halle lange Jahre erdulden mußte, sodaß bei seinem Wegzug seine Gesundheit zerrüttet war und man für die Klarheit seines Geistes fürchtete, lähmen die fröhlichste Schaffenskraft, zerstören den sonnigsten Humor.[1]) Mit Grund und bestimmter Absicht setzte der Dichter seinem „Musikantenthurm“ (3 Teile,

[1]) Siehe darüber: „Siebzig Jahre“, 1. Bd. S. 298 ff., 335 ff. — J. Grosse „Ursachen und Wirkungen“, S. 104 ff. — „Briefe von und an Georg Herwegh.“ München 1896, S. 326. — Vorwort zur „Geschichte des deutschen Journalismus“. Hannover 1845. — Der allerdings nicht unvoreingenommene Roquette erzählt, daß er bei Prutz nicht vorgelassen wurde, weil er „wie der Tiger in seiner Höhle sitze“. Und an anderer Stelle:

Leipzig 1855) das Motto voraus »In doloribus pinxit«. Die notwendige Reaktion auf Lüge und Verleumdung sind Entrüstung, Rache, verhaltene Wut, Verachtung usw.; solche und ähnliche Stimmungen treten in den Romanen auch häufig und mit solcher Absichtlichkeit hervor, daß dadurch der poetische Wert beeinträchtigt wird. Auffallend ist auch, daß mitunter die Handlung plötzlich stockt, besonders in „Musikantenthurm" und „Oberndorf" (3 Teile in 2 Bdn., Leipzig 1862), gerade als ob der Verfasser arg müde wäre. Ermüdung und Verzicht sprach schon aus Prutzens „Neuen Gedichten", Mannheim 1849; auch der Anfang von „Die Schwägerin", Dessau 1851, ist offensichtlich aus solcher Stimmung heraus geschrieben.

Der etwas altväterische Stil, die Neigung, auftretende Personen, auch wo es weniger angebracht erscheint, in indirekter Rede sprechen zu lassen, die gar zu harmlos biedermeierlich anmutenden Apostrophen: „Denke Dir, lieber Leser" oder „Nun warte ein wenig, lieber Leser" und ähnliches sind Mängel, die auch anderen zeitgenössischen Romanen anhaften. Dieses auffallend oft wiederholte „Denke Dir, lieber Leser" gab dem Pamphlet „Der große Pascha von Halle" von einem Giaur, Leipzig 1853, berechtigten Anlaß zum Spott. (Siehe ebenda S. 1 ff.) Dieses Pamphlet war veranlaßt durch eine vernichtende Kritik Prutzens über ein 1853 anonym erschienenes Buch „Dolores". Der Verfasser dieses Buches war ein Hallenser Student, mit Namen Kleinsteuber, der später verschollen ist. Näheres ist nachzulesen in „Ursachen und Wirkungen" von J. Grosse S. 173. Der Titel des Pamphlets parodiert den einer Kampfschrift von Prutz im „Deutschen Museum" 1853, Nr. 34, „Der kleine Rataplan von Halle". Gemeint ist Heinrich Leo, Prutzens Hauptgegner in Halle. Grosse nennt in „Ursachen und Wirkungen" S. 173 als Verfasser des Pamphlets Fr. Blau. Der Titel klingt an die Überschrift von Herweghs Artikel an im „Schweizerischen Republikaner" vom 29. März 1842: „Der Prophet von Weißenburg".

Es bestätigt meine Annahme, daß die Romane ganz aus des Dichters bitterer Stimmung heraus geboren sind, wenn die Satire zuweilen so scharf wird, daß sie in förmlichen Schlüsselerzählungen gipfelt, wofür Prutz ja schon bei Swift, dann bei Gutzkow, Mundt manches Beispiel hatte. Der Dichter wollte sich Genugtuung verschaffen, darum hält er der Gesellschaft einen Spiegel ihrer Schäden und Lächerlichkeiten vor. Er wollte sich rechtfertigen, — ich erinnere daran, daß es die Zeit nach

„seine scharfe Zunge, seine Kampflust, seine Fähigkeit, jedem unversehens die malitiösesten Wendungen ins Gesicht zu werfen, waren bekannt."

1847 war, da ob seiner Bemühungen um ein akademisches Lehramt seine besten Freunde an ihm zweifelten. Darum dürfen die Romane von vorneherein nicht rein ästhetisch gewürdigt werden, sondern vor allem moralisch, nach ihrem sittlichen, religiösen, im weiteren Sinne politischen Inhalt. Das war in diesem Falle natürlich gleich oppositionellem Inhalt. Fängt ja auch heute noch den meisten Deutschen die Politik erst da an, wo die Opposition anfängt.

Die Erkenntnis, welche man aus diesen Gesichtspunkten gewinnt, ist für Prutz eine durchaus ehrenvolle. Es spricht schon zu Gunsten der Romane, daß die Hallenser Gesellschaft, der naturgemäß die neuen poetischen Erzeugnisse ihres berühmten Mitbürgers zuerst zu Gesicht kamen, erst mit Kopfschütteln las und dann mit überlegenem Lächeln ablehnte. („Siebzig Jahre", 1. Bd. S. 335.) Das Urteil der „besseren" Kreise war auch damals in ästhetischen, mehr noch in moralischen Dingen wenig vertrauenswürdig; man liest nicht gern von seinen eigenen Sünden, und Elendszenen sind keine Sonntagnachmittaglektüre. Das waren auch keine pikanten Histörchen in Claurenscher Manier. Prutz ist der Prüderie durchaus abhold, das zeigt die offene Behandlung sehr heikler Fragen, z. B. in seiner Biographie von Joh. Thimoth. Hermes in „Menschen und Bücher" (Leipzig 1862, V. S. 145 ff.), die Symbolik der „Politischen Wochenstube". Ihm ist nichts Menschliches fremd; man denke an Gestalten, wie Ulrich und die Baronin im „Musikantenthurm", an Verhältnisse, wie sie in der „Schwägerin" (Novelle, Dessau 1851), im „Felix" (Roman, 2 Teile, Leipzig 1851) erörtert werden. In der „Schwägerin" ist die Rede von der verstorbenen Präsidentin als abgedankten Geliebten des damaligen Erbprinzen; Georg, der Held der Erzählung, liebt seine Schwägerin. Im „Felix" werden die Beziehungen geschildert zwischen Felix, dem Mann der Gesellschaft, und Kätchen, dem armen Kind aus dem Volke; es ist die Rede von der sehr geheimnisvollen und reichlich interessanten Vergangenheit der Geheimrätin. Prutz nennt das Kind beim rechten Namen, aber es liegt ihm ferne, der Sensation halber gewagte Szenen absichtlich zu konstruieren, nicht eine zweideutige Situation findet sich in seinen Erzählungen. Er steht da in ehrendem Gegensatz zu manchem seiner politischen Gegner, die nur zu gern dem Freiheitssänger Irreligiosität und Immoralität vorwarfen. Wie scharf polemisierte Prutz nicht gegen die von den Jungdeutschen gepredigte „Emanzipation des Fleisches", wie sie zuerst in Schlegels „Lucinde", und dann in Gutzkows „Wally", in Mundts „Madonna, Gespräche einer Heiligen" vertreten wurde. Wie scharf

trat er im „Deutschen Museum“ gegen die Schriften des Herrn von Sternberg auf.[1]) Prutz war eine durch und durch sittliche Natur, er hatte auch nichts von dem „Esprit“, dessen Muse die Rahel war, er hatte Geist, Wissen und Charakter. Es ist völlig ungerecht, wenn ihm ob einiger Jugendgedichte und der glühenden Liederfrüchte, die eine späte Liebe zeitigte, eine nicht reine Sinnlichkeit oder gar Lüsternheit vorgeworfen wird. Er war doch ein Mann und kein Kastrat, und er war ein Dichter mit vollem, überquellendem Herzen. Freilich, seine Moral wurzelt nicht im religiösen Tugendkodex. Wie sagt er doch in Übereinstimmung mit Wienbargs „Moral der schönen Tat“, die für die Jungdeutschen und Tendenzdichter galt, in seinem Glaubensbekenntnis, der „Sonntagsfeier“ (Gedichte, Neue Sammlung, Zürich 1843): „Und eine That — das ist Gebet!“ Wienbarg umschreibt diese Anschauung an anderer Stelle folgendermaßen: Der Stoff der Poesie ist das Seelenleben der Menschen, die poetische Schönheit ist die Offenbarung der reinen menschlichen Natur im seelischen Handeln einer besonderen Persönlichkeit im Gegensatz zur konventionellen Moral. Für Prutz ist die sittliche Frage eine soziale. „Betätigt Euch für das Volk, schafft ihm Luft und Licht, Arbeit, bessere Lebensbedingungen, Bildung, das ist Sittlichkeit, das ist Religion.“

„Durch vernünftige Staatseinrichtungen kann ein Volk gebessert werden, nicht durch die Religion.“ „Die Unsittlichkeit hat ihren Ursprung in der Unwissenheit, in der das Volk gehalten wird.“ Börne sagte: „Die Freiheit ist die Gesundheit und Ehre der Völker.“ Ein Redner der Paulskirche: „Der Kern der Gefahr liegt in der Volkserziehung. Gute Schulen, keine Proletarier.“ Auf Börne war Prutz übrigens besonders aufmerksam gemacht worden. Ruge schreibt in einem Brief an Prutz vom 19. Mai 1847: „Börnes Sachen kennst Du“ („Ruges Briefwechsel“ S. 436).

In all diesen Erregungen und Anschauungen lebt und webt auch Prutz. Es sind dieselben, die auch Dickens vertrat, von dem Prutz, worauf noch zurückzukommen ist, viel gelernt hat. Doch soll gleich an dieser Stelle darauf hingewiesen sein, daß naturgemäß Gutzkows „Die Ritter vom Geiste“ auf die späteren Arbeiten, etwa vom „Musikantenthurm“ an-

[1]) Siehe dazu: „Die deutsche Literatur der Gegenwart“, 2. Bd. S. 219 ff., S. 224 ff. — „Deutsches Museum“ 1859, 2. Teil, S. 186 ff. — „Menschen und Bücher“, V. S. 145. — „Literarhistorisches Taschenbuch“ 1848, S. 434, 435. Kritik über Hermes' Buch „Für Töchter edler Herkunft“. — „Musikantenthurm“, 2. Bd. S. 144. — „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart“. Leipzig 1847, S. 251 ff., S. 289 ff. — „Ursachen und Wirkungen“. J. Grosse, S. 104. — „Rückblicke auf mein Leben“. Karl Gutzkow, Berlin 1875, S. 23.

gefangen, Einfluß üben mußte. Man beachte die Stellen bei Gutzkow Bd. 4, S. 58 ff., S. 116 ff.; Bd. 6, S. 106 ff.; Bd. 9, S. 419 ff. vor allem auch über die „werkthätige Liebe," die auch Prutz im „Musikantenthurm" so scharf aufs Korn nahm. Die Gestalt des Rafflard (5. Bd., S. 269) wird ganz ähnlich eingeführt, wie der Amerikaner im „Musikantenthurm", der die Verhältnisse in den Gefängnissen studiert, den Philantropen spielt. Es finden sich auch Anklänge in der Erörterung der Emanzipation der Frauen und Juden (bei Gutzkow 9. Bd., S. 292).

Im 2. Bd. 1. Kap. bei Gutzkow wird das Verhältnis zwischen Herren und Bauern ganz ähnlich geschildert wie von Prutz in „Oberndorf", die Minister werden als Polizeiseelen bezeichnet (5. Kap.), der Streit der Parteien wird verhöhnt, der deutsche Spießbürger wird „politisirender deutscher Michel" genannt, die Unterwürfigkeit nach der Revolution wird gebrandmarkt (13. Kap.), das Treiben der Klubs wird verspottet (15. Kap.); im 4. Bd. wird das preußische Militärwesen mit allem Sarkasmus der intelligenten Opposition geschildert (2. Kap., 3. Kap.), der Charakter der Massen scharf erkannt (8. Kap.); der Traum vom „wechselseitigen Schutz der Arbeit" am Schluß von „Oberndorf" ist hier im 5. Bd., dem wichtigen 12. Kap. vorgeträumt. Das sind Beispiele des Einflusses, den „Die Ritter vom Geiste" auf Prutzens Roman geübt haben. Auch verschiedene Gestalten tragen verwandte Züge, so gleicht Hackert etwa Rudolf im „Musikantenthurm", Zipfel dem Weinwirt in „Oberndorf", Mullrich dem Aufpasser Lux im „Musikantenthurm", Melanie hat ihre Gegenstücke in „Schwägerin" und „Oberndorf", die schöne, leichtsinnige Auguste ihre Charakterabbilder in „Musikantenthurm" und „Oberndorf."

Am meisten aber folgt Prutz in seinen Romanen den Ideen des von ihm hochgeschätzten Feuerbach, auf dessen Schriften ihn Ruge schon 1841 aufmerksam gemacht hatte. Er hatte ihm am 21. April 1842 geschrieben: „studiere ja den Feuerbach und schaff' Dir ihn an." (A. Ruges Briefwechsel" herausgegeben von Paul Nerrlich, 1. Bd. S. 249, 258 ff., 261, 275.) Julian Schmidt nennt Prutz geradezu den „Feuerbachianer" unter den Dichtern. Dieser von den Enzyklopädisten beeinflußte Künstlerphilosoph mit dem prachtvollen Namen tat einmal den sehr trocken materialistischen Ausspruch: „Was der Mensch ißt, das ist er." („Blätter für literarische Unterhaltung." 1850. Nr. 269, S. 1082. Siehe auch: K. Grün „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß." Leipzig 1874. 1. Bd., S. 73 ff.) Feuerbach hat nicht so unrecht und es ist auch heute noch eine gemeine Weisheit. „Nicht der Glaube, sondern die Vernunft macht selig." („Ludwig Feuerbach's sämtliche Werke, Leipzig

1846, Bd. 6, S. 201 ff. „Ludwig Feuerbach's sämtliche Werke, neu herausgegeben von W. Bolin und Friedrich Jodl", 6. Bd. Stuttgart 1903, S. 309 ff.) Auf die sozialen Anschauungen, die sich in Prutzens Romanen aus diesen Regeln entwickelten, wird noch zurückzukommen sein.

Feuerbach hatte auch die soziologische Lehre vom Milieu übernommen. Die soziale Not ist nach ihm der Nährboden des Verbrechens und der Immoralität. Prutz übernahm diese Lehren der sozialen Ethik; das ist begreiflich, kamen sie doch seinem warmen Mitgefühl für Armut und Elend und seiner eigenen bedrängten Lage auf halbem Wege entgegen.

Das Feuerbachsche Wort: Was der Mensch ißt, das ist er, bedeutet nichts anderes als das Prutzsche: Unter allen Sorgen, welche ein Herz zermartern, einen Geist zerbröckeln können, gibt es keine schmerzlichern als — Nahrungssorgen. („Die Schwägerin." S. 89.) Der Einschlag dieser sozialen Ideen wird bei den einzelnen Romanen noch näher behandelt werden. Um zu zeigen, daß Prutz auch praktisch betätigte, was er theoretisch vertrat, möge eine kleine Begebenheit hier Platz finden, die der „Gartenlaube" 1872 entnommen ist: Da Prutz 1868 in Berlin seine Vorträge hielt, wandte sich ein armer Student an ihn mit der Bitte um eine Freikarte. Er erhielt nicht nur Freikarten zu sämtlichen Vorträgen, sondern der Dichter sandte ihm auch, obwohl selbst alles weniger als in glücklichen Verhältnissen eine beträchtliche Geldsumme und einen sehr herzlich gehaltenen Brief. (Vergleiche „Gartenlaube" 1872, S. 268. Siehe auch an dieser Stelle den Nachruf von Emil Rittershaus S. 462.) Prutz hatte wie Feuerbach kennen gelernt, wie arg die Geldabhängigkeit des Geistesarbeiters drückt. Man vergl. in der „Schwägerin", S. 93 „wie viel ungesehene Thränen der Armuth der Verfasser, da er sie niederschrieb, geweint hat" und weiter, „— rechnet aus, sage ich, wie oft auf diesem Tische das Brod gefehlt hat, den sterblichen Leib des unsterblichen Poeten zu nähren . . ."

Prutz ist manchmal sehr radikal, spielt doch mitunter in seinen Gedankengang etwas Kommunismus herein, besonders in „Oberndorf", wo sich ein leichter Niederschlag des Saint-Simonismus beobachten läßt, wenigstens in seiner mildesten Form, der Forderung nach Beseitigung des Erbrechts und in der Theorie von fremder und eigener Arbeit. („Oberndorf" 1. Teil S. 96, 2. Teil, S. 36 ff.) Der Saint-Simonismus war in den „Hallischen Jahrbüchern" vertreten worden und fand seinen Niederschlag in allen Büchern der Jungdeutschen. Ein Beispiel ist Wallys Tagebuch in Gutzkows „Wally, die Zweiflerin"; gleichzeitig Heines Schriften aus Paris, Laubes „Junges Europa" usw. Hengsten-

berg hat in seiner Aufsatzreihe in der „Evangelischen Kirchenzeitung" 1835 im ersten Artikel „Ueber die Rehabilitation des Fleisches", obwohl leidenschaftlich einseitiger Gegner der ganzen Richtung, den Zusammenhang der Ideenwelt der Saint-Simonisten mit jener der „funkelnden, neuen deutschen Weltliteratur" im Kern ganz richtig dargestellt.

Im „Engelchen" meint Prutz: Sorge für die Armen sei kein Almosen, sondern Rückzahlung einer Schuld. Im zweiten Bd. S. 414 heißt es vom Engelchen: „Nicht ein Almosen geben, nein, eine Pflicht wollte sie erfüllen, eine Schuld zurückzahlen." Das ist nur eine mildere Auffassung des Wortes: Eigentum ist Diebstahl. Selbstverständlich stellt sich Prutz in bewußten Gegensatz zur kirchlichen Ansicht, daß Wohltätigkeit „eine Gnade des Himmels" sei („Engelchen" 2. Bd., S. 414). Es ist interessant zu sehen, daß eine Idee, die auch heute noch als ziemlich ungeheuerlich angesehen wird, von den Notwendigkeiten der Kriegszeit natürlich abgesehen, die Expropriation des Eigentums, in gemäßigter Weise da und dort in Prutz' antiquierten Romanen auftaucht. Jedenfalls hat Prutz den Ruhm zu beanspruchen, einen der ersten, wenn nicht den ersten sozialen deutschen Roman in seinem „Engelchen" geschaffen zu haben — vielleicht würde man besser sagen sozialistischen Roman, und Prutz ist so nicht nur im zeitlichen Sinne der Vorläufer Freytags, Spielhagens und mancher Modernen geworden. Um seine sozialpolitische Stellung klar zu bezeichnen: Prutz bekannte sich weder zur Manchester-Richtung noch zur radikal-sozialistischen, sondern zur sozialen Reform.

*

Man ist ist wirklich versucht, wenn man die Prutzschen Romane liest, an Naumann zu denken, an den Naumann vor dem Kriege; da der Vergleich mit dem bekannten Sozialpolitiker ein Bild des Politikers Prutz gibt, sei er in folgendem näher ausgeführt: Beide sind Männer von Herz und Gemüt, ehrlich überzeugt, wie sehr verbesserungsbedürftig die Lage der unteren Klassen ist. Beide treten in Schrift und öffentlicher Rede für ihre Überzeugung ein, beide ahnen ästhetische Möglichkeiten in der Politik. Beide sind nicht in doktrinäre Prinzipien verbohrt, sondern machen praktische Vorschläge, wie für Prutz noch erörtert werden wird. Beide eilen ihrer Umgebung voraus und sind im lautersten Sinne national.[1])

[1]) Siehe: „A. Ruges Briefwechsel", S. 430. Brief 251 vom 14. März 1847, Brief 256, und sehr wichtig, S. 431. Brief 252 an Kuno Fischer. Hier heißt es: „Prutz hat mir geschrieben. Er stellt der „Geschichte" die Entscheidung anheim . . ." „Er hat wieder verstanden, es solle kein Patriotismus sein, sondern nur Interesse für alle Staaten. Er bringt es nicht dahin, zu begreifen, daß der Inhalt des Interesses für den eigenen Staat das allgemeine Interesse, die allgemeine Freiheitsdialektik sein könne."

Beide wurzeln im Luthertum bei liberalen kirchlichen Anschauungen.[1]) In wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen sind sie radikal bis zum Marxismus, in verfassungspolitischen gemäßigt. Prutz gehörte in Berlin der „demokratisch-konstitutionellen“ Partei an, was nach unseren Begriffen am besten dem „national-sozial“ Naumanns entsprechen dürfte. In beiden Parteibezeichnungen drückt sich die alte Streitfrage aus, ob das freiheitliche oder das nationale Element voranzustellen sei. Dabei möchte ich darauf hinweisen, daß Naumann wohl der einzige deutsche Politiker von Bedeutung ist, der sich der liberalen Ideale aus Prutzens Zeit noch nicht ganz entschlagen hat, und auch nicht mancher unfruchtbaren Schwärmerei der Vierziger Jahre. Naumann wurzelt ursprünglich in der Hegelschen Lehre vom Staat, nur daß dieser in seinem Kopfe sich idealer, poetischer darstellt, ähnlich wie bei dem Dichter Prutz. Den Einfluß der Hegelschen Lehre auf die politischen Kämpfe der Zeit hat Prutz in „Zehn Jahre“ geschildert. Naumann ist wie Prutz beeinflußt von den Lehren Feuerbachs, wenn er sich es auch selbst nicht immer eingesteht. Naumann will wie einstens Prutz eine freiheitliche Kultur mit sittlichem, religiösem und nationalem Kern. Für Feuerbach, Prutz und Naumann ist das Höchste „die Idee der Menschlichkeit.“ [2])

Freilich, Naumann ist ein Volkswirtschaftler und lebt in einer Zeit, die im Zeichen der Sozialpolitik steht. Prutz war ein Dichter und dachte und schrieb von Sozialreform in einer Periode, da man kaum daran zu denken wagte, da das Wort „sozialpolitisch“ vergessen schien, sodaß seine Wiedererweckung durch Prutz im „Engelchen“ einer Erfindung gleich

---

[1]) Siehe: „Neue Schriften.“ Von Robert Prutz, 1. Bd. S. 184 ff. Auch die Stellung Feuerbachs zu Luther ist von Bedeutung. Vgl. dazu A. Kohut „Ludwig Feuerbach. Sein Leben und seine Werke.“ Leipzig 1909. S. 292. — „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften.“ Von Robert Prutz. Stuttgart und Augsburg 1857. S. 31 ff. — „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters.“ Von Robert Prutz. Berlin 1847. S. 46 ff. — „Zehn Jahre.“ Von Robert Prutz. Bd. 2. S. 85 ff. — „Die Gegenwart.“ 1880. S. 198, 199.

[2]) Siehe auch: Die Parallele zwischen Reformation und französischer Revolution in der Einleitung zu „Zehn Jahre.“ Von R. Prutz. 1. Bd. — „Herwegh und das deutsche Publikum.“ Aus der Rheinischen Zeitung vom 21. März 1843. Abgedruckt in „Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut.“ 2. Aufl. Stuttgart 1906. S. 281 ff. — „A. Ruges Briefwechsel.“ Brief 247, 249, 251, 252, 198, und besonders die Briefe 239, und 2. Bd. 352. Im Brief 239 vom 14. Januar 1846 schreibt Ruge an Prutz: „Schon in Deinem Briefe an Herwegh . . . erklärtest Du Dich gegen die „Abstraction vom Vaterlande.“ — Prutz „Kleine Schriften.“ Merseburg 1847. I, 64 ff., „Vaterland oder Freiheit? Brief an einen Freund.“

kam; daraus mag zu erklären sein, daß von verschiedenen Seiten behauptet wird, das Wort „sozialpolitisch“ käme überhaupt im „Engelchen“ zum ersten Male vor, was nicht richtig ist. Was bei Prutz nur ehrliche Erkenntnis, war bei den Jungdeutschen zum Teil Feuilletongeplauder, auch ein gewisses „Kokettieren“ mit sozialer Revolution. Man bedenke, Gutzkow schrieb in der Verteidigung gegen die mächtigen Angriffe auf seinen Roman „Wally“ das Wort: „das Christentum . . . in Einklang zu bringen mit den Stimmungen und Bedürfnissen der Zeit.“ Das französische Tändelwort scheint wirklich am Platze zu sein. Ein gutes Beispiel ist Laubes „Junges Europa.“ Dieses trotz aller zur Schau getragenen revolutionären Gesinnung mit eleganter Schilderung, mit sinnlichem Zauber, mit Weiberabenteuern gesättigte Buch, das vollendet den Januskopf der jungdeutschen Belletristik zeigt. Prutzens Bücher sind viel ernster, aufwühlender, abhold jeder „Galanterie.“ Prutz hatte wohl von der jungdeutschen Romanschule verschiedenes gelernt, besonders in seinem „Felix“ und in „Oberndorf.“ Es war nicht allein Gutes. Diese Romanschule gab an sich ein viel umfassenderes Bild der Zeit als Prutzens Erzählungen. Alexander Jung nennt in seinen Briefen über Gutzkows „Ritter vom Geist“ Leipzig 1856, S. 22 diesen Roman zwar gesucht, aber zutreffend den „Krystallpalast der modernen Socialpoesie.“ Diese wohlfrisierten, à la mode gekleideten Herren waren trotz ihres Salonsozialismus rechte Aristokraten (siehe bei Prutz: „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart.“ S. 286 ff. — „Geschichte der deutschen Literatur“ von Julian Schmidt. 2. Aufl. Leipzig 1855. 3. Bd. S. 319). Schon aus Geschmacksgründen sind ihre Sympathien mehr oder weniger auf Seite der durch Besitz und Erziehung bevorzugten Klassen. So heißt es z. B. bei Laube „Das junge Europa“ Wien 1876, S. 252 in „Die Bürger“: „Diese Roheit, welche in der Masse liegt.“ Die Jungdeutschen wandten sich an die gebildete elegante Welt, ihre Opposition war nicht frei von Effekthascherei und richtete sich nur gegen Fürstlichkeiten, gegen weltliche und kirchliche Regierungen, die der jüngeren Dichter gegen alles, was eine aristokratische Färbung trug.

Dieser Radikalismus ist ein neues Element, das hauptsächlich dem eingehenden Studium der Engländer und Franzosen entspringt. Die Romanschreiber der Jungdeutschen waren davon noch in erheblich geringerem Maße beeinflußt als die ihnen folgende Dichtergeneration, die besonders die Franzosen mit großem Interesse las; für nähere Bekanntschaft hatten vielfach die „Hallischen Jahrbücher“ gesorgt. Prutz be-

schäftigte sich gern und viel mit ausländischer Literatur. Roquette erzählt in „Siebzig Jahre" (Darmstadt 1894) 1. Bd. S. 259, daß Prutz im Kolleg immer und immer wieder mahnte, man solle fleißig die englischen und französischen Schriftsteller lesen. Seine Kenntnis von Dickens geht übrigens sicher zurück auf seinen verehrten Lehrer A. Wellmann in Stettin (vgl. „Musikantenthurm" 1. Bd. Vorrede. — „Deutsches Museum" 1851. 1. Teil. S. 89 ff.). Prutz hatte eine gewisse Vorliebe für das konstitutionelle parlamentarisch regierte England; er verfällt dabei weder, wie sein Freund A. Ruge in den uralten, lächerlichen Fehler der Deutschen, alles Ausländische ehrfurchtsvoll anzustaunen (Prutz „Kleine Schriften" 2. Bd. S. 285 ff.), noch in den nicht weniger dummen, alles Deutsche kritiklos zu bewundern und keine fremde Leistung gelten zu lassen. Er bemüht sich sogar, gewisse Schlagworte, die immer wiederkehren, und darum nicht wahr werden, auf ihre Berechtigung zu untersuchen. Charakteristisches gibt sein Werk „Menschen und Bücher", Biographische Beiträge zur deutschen Literatur und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1862. Den schönen Titel „Menschen und Bücher" bildete er wohl nach L. Feuerbachs „Bücher und Schriftsteller" Kapp's Journal 1834, später „Der Schriftsteller und der Mensch." Diese Biographiensammlung von Prutz, die sich vielfach wie ein richtiger Roman liest, enthält ziemlich grobe Polemik gegen Vorstellungen wie „echtes, deutsches Familienleben", „keusche, deutsche Jungfrau" und ähnliches. In „Helene" (ein Frauenleben. 3 Bde. Prag und Leipzig 1856) zeigt Prutz an zwei Beispielen aus adeligen und bürgerlichen Kreisen, wie es in Deutschland damit bestellt ist. Die Schuld an allen kulturellen Mängeln tragen für Prutz im Grunde natürlich immer die politischen Verhältnisse. Interessant und auch heute noch nicht ohne Geltung ist hier eine Stelle aus „Menschen und Bücher" V, S. 33, die uns in diesen Tagen ja fremd anmutet: „Es ist ferner bekannt, daß gerade in England, reiner als anderwärts und namentlich reiner als in Deutschland selbst, die altgermanische Sitte das ächte deutsche Familienleben sich erhalten hat — reiner hauptsächlich deshalb, weil diesem Familienleben in England ein großartiges Staatsleben, wohlthuend, erfrischend, zur Seite steht, während bei uns in der allgemeinen Stickluft unserer unfreien, unselbständigen Verhältnisse auch die edle Blüthe des Familienlebens nothwendig dahinwelken mußte". Daß der Politiker Prutz damals noch für den englischen Individualismus schwärmte, im Gegensatz zu dem deutschen „bürokratischen" Bestreben, alles zu „reglementieren" und zu zentralisieren, ist erklärlich, nebenbei bemerkt, auch ein Berührungspunkt mit Naumann, wenigstens dem ur-

sprünglichen. Prutz fährt darum fort: „Der Engländer, der das stolze und doch so echt bürgerliche: mein Haus meine Burg, mit gutem Fug aussprechen durfte — war es nicht natürlich, daß er dieses sein Haus noch mit ganz anderen Liebesblicken betrachtete, es noch ganz anders werth hielt, sich noch ganz anders darin vertiefte, als der Deutsche oder auch der Franzose, der sein Haus eigentlich immer nur zur Miethe besaß, ja den der letzte Polizeidiener aus dem Bette holen durfte, bei Tag, bei Nacht, wie es ihm gefällig war?" (siehe dazu Prutz „Literarhistorisches Taschenbuch" 1848, S. 380, 381, „Sophieens Reise von Memel nach Sachsen", wo auch sehr viel über die Unterhaltungsliteratur, besonders der Deutschen, wie zuerst im Taschenbuch 1845, und über den englischen Familienroman gesagt ist. S. 391). Der Wanderprofessor wußte, warum er so skeptisch schrieb, hatten ihn doch polizeiliche Maßregeln mehr als einmal aus kaum gegründetem Heim vertrieben. Der Einfluß des englischen Romans äußert sich in verschiedener Hinsicht.

Die Weitschweifigkeit teilt Prutz mit dem englischen Roman, doch dürfte das nicht so sehr aus einer Nachahmung des englischen Vorbilds zu erklären sein, als aus der lehrhaften Redseligkeit, die dem Dichter zuweilen eigen war. Zweideutigkeiten finden sich bei Prutz, wie schon erwähnt, so wenig wie bei Dickens. Mitunter, besonders in „Oberndorf" ist man versucht, an George Eliot zu denken, die Schöpferin des englischen Provinzromans, was bei der beiderseitigen Beeinflussung durch Feuerbach nahe liegt. George Eliot war das Pseudonym für Mary-Ann Evans, sie übersetzte 1854 Feuerbachs „Wesen des Christentums", bekannt sind auch „Scenes of clerical life" 1854. Unzweifelhaft Dickens nachgeahmt sind die Überschriften der Kapitel bei Prutz; auch zeigt er in Anlehnung an den Engländer die Neigung, Typen zu schaffen, z. B. den wucherischen Wirt, nach Art von dessen volkstümlichen Figuren. Von Einfluß des englischen Romans zeugt weiter die häufige Verwendung von versiegelten Zettelchen, Erb- und Nachfolgestreitigkeiten, Kindervertauschungen, gestohlenen Brieftaschen, die bei den Engländern der ihnen bis heute eigenen Vorliebe für kriminelle Probleme entspringt. Dickens zeichnet das kleine Bürgertum, den Handwerker, er ist im Osten Londons gut zu Hause, aber er scheint fast zu vergessen, daß es keine eindringlichere, mahnendere Schilderung des Elends gibt, als wenn ihm zur Folie das glänzende Dasein bevorzugter Klassen dient. Die französische Belletristik kennt das wirkungsvolle Moment des Gegensatzes. Prutz sagt („Kleine Schriften" 1847, 2. Bd., S. 206): „Die Franzosen fangen an, uns den sozialen Roman zu liefern." (Vgl. dazu „Siebzig

Jahre", 1. Bd., S. 258). Wir fühlen es heute. Mit derselben Leidenschaftlichkeit und mit demselben perversen Behagen schilderten die Franzosen das Sybaritenleben im Palast und den Hunger in schmutziger Vorstadthöhle; im Schmutz wurde von ihnen förmlich gewühlt, so daß man die Empfindung hat, es sei z. B. dem Hauptvertreter dieser Richtung Sue mehr um den Schmutz zu tun gewesen, als um dessen Beseitigung („Eugen Sues sämtliche Werke", deutsch von L. von Alvensleben, waren angezeigt in den „Hallischen Jahrbüchern" 1838, S. 1504, dann noch öfters in allen Bänden). Es war aber den Armen von Paris wenig damit geholfen, wenn man seine Tantièmen aus krassen Elendsschilderungen in Ruhe und Geborgenheit verzehrte. Prutz wußte auch, daß es nicht nur reinliche Leute gibt, und daß man ohne Ekel in Daseinstiefen hinabsteigen muß, will man einen rechten Begriff von sozialem Elend bekommen; er hat von Engländern und Franzosen, von den Jungdeutschen und vom Leben selbst gelernt, daß die Dichtkunst nicht allein ästhetischen Gesetzen zu gehorchen hat, — ästhetisch verstanden nach gewissen abstrakten modernen Begriffen, etwa im Sinne derer um Stefan George.

*

In Prutzens Romanen steckt aber ein neues Moment. Dickens, der von ehrlichem Mitleid erfüllt ist, die Franzosen, deren Mitleid nicht rein ist, sie begnügen sich beide mit der Schilderung des Elends, versäumen aber Mittel und Wege anzugeben, um dem Elend zu steuern. Prutz sagt ganz richtig in „Vaterland? oder Freiheit?": „Der liberale Franzose und der liberale Deutsche wollen nur in abstrakto dasselbe." Dem „Göttinger Dichterbund" (Leipzig 1841) hatte Prutz das Motto vorausgesetzt: „G. G. Gervinus. Dem Mann der Wissenschaft, der Gesinnung und der That!" Prutz ist der Schüler von Dahlmann und Gervinus, bei ihm regt sich das staatsbürgerliche Gewissen, darum fühlt er sich verpflichtet, praktische Vorschläge zu machen, wie er das ja sogar in seinen politischen Gedichten tat. So wird der Romandichter zum Politiker und die Romane zu politischen Programmen, die soziale Frage wird zu einer politischen, zur Machtfrage, die Gesinnungsdichtung wird zur Zweckdichtung.

Gervinus hatte geschrieben: „Die deutsche Nation solle nicht mehr so ausschließlich der Kunst und Poesie sich widmen, sondern mehr die praktischen Lebensaufgaben pflegen, mehr der wirkenden Welt und dem Staat sich hingeben." Prutz wollte die Dichtkunst nicht verdrängt wissen,

daher ergab sich für ihn die Anschauung vom innigen Zusammenhang der Literatur mit dem öffentlichen Leben, mit der Politik. (Vgl. dazu die Vorrede zu „Menschen und Bücher". „Die Literaturgeschichte in Deutschland und das 18. Jahrhundert", besonders S. 188 ff.) Damals waren die Germanistentage deutsche Parlamente, und in der Paulskirche war eine wissenschaftliche und künstlerische Geistesauslese versammelt, wie in keinem späteren Reichstage. Damals machte man einen Dichter zum Minister, später einen Börsianer oder einen ausgesprochenen Parteimann. So hat sich wohl Gervinus „das Pflegen der praktischen Lebensaufgaben" nicht gedacht. Ebensowenig Prutz „die Erneuerung unseres gesamten volkstümlichen Daseins". Er spricht davon in „Deutsche Literatur der Gegenwart", 2. Bd., Vorwort S. VI., S. 283 u. a. heißt es dort: „Dieser Boden aber ist der Boden eines gesunden, tüchtigen, selbständigen Volkslebens, diese Sonne die Sonne der Freiheit." Eine solche Erneuerung schien Prutz nicht möglich ohne „eine erneuerte Blüthe unserer Literatur", mit anderen Worten, die Literatur muß das Ihrige dazu beitragen, um diese Erneuerung herbeizuführen, sie muß volkstümlich werden, „sie muß das Volk bei der Arbeit aufsuchen".

Daran hatten Goethe,[1] Immermann schon, daran haben die Jungdeutschen, wenn auch in etwas weniger ernsthaftem Sinne, daran hatte Prutz noch einige Jahre vor Freytag gedacht. Freytag suchte gewiß „das Volk" bei der Arbeit auf, aber er verstand etwas anderes darunter, Prutz sieht bereits die Klassen, der vierte Stand ist sozusagen der Held seiner Romane. Über Freytag drückt er sich in „Die deutsche Literatur der Gegenwart", 1. Bd., S. 57 folgendermaßen aus: „Die Einen apotheosieren den Handel mit Kaffee und Syrup, zeigen an grauslichen Beispielen, wie man durch den Verkehr mit Speculanten und Wucherern ins Unglück gerathen kann und daß es unter den Juden sehr viele schlechte Menschen giebt, verhältnismäßig ungefähr ebensoviel, als unter den Christen, und wollen uns hinterdrein überreden, sie hätten „das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufgesucht." Der Einfluß der französischen Revolutionen und des Jahres 1848 ist es, wenn Prutz unter dem Volk nicht mehr alles das verstand, was nicht gerade von Adel, Militär oder geistlich war, sondern die unteren Klassen. Er ahnt voraus, daß die Klassengegensätze, der Klassenkampf die folgenden Jahr-

[1]) Vgl. „Deutsches Museum" 1852, 1. Teil, S. 120 ff. „Goethe und der Sozialismus" von Hermann Hettner. — „Goethes Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen" 1849. Ferdinand Gregorovius. Prutz darüber „Deutsche Literatur der Gegenwart" 1. Bd., S. 282.

zehnte beherrschen werden, und er ist einer der Ersten in Deutschland, der dieses furchtbare Problem dichterisch verwertet, und zwar als Vorkämpfer der niederen, der Arbeiterklassen. Im „Engelchen“ heißt es, hier Heimarbeit, dort Großindustrie, hier Arbeitgeber, dort Arbeitnehmer; in „Oberndorf“ hier Kleinbauer, dort Großgrundbesitz; im „Musikantenthurm“ nach dem Vorbild von Gutzkows „Ritter vom Geiste“ hier arme Leut, dort Adel und als zweiter Gegensatz hier Bürokratie, dort Bürgertum. Von bäuerlichen Ahnen stammend, der Sohn eines Kaufmanns, hatte Prutz schon frühzeitig Gelegenheit, den Unterschied der Stände, ihr schweres Ringen zu erfassen. Doch zeigt sich in seiner Darstellung auch der starke Einfluß der Jungdeutschen, die das freie Recht des Bürgertums scharf und oft betonten. Laube sagt in „Das junge Europa“ (Wien 1876, S. 262, zuerst erschienen Mannheim 1833—1837): „Es ist nicht wie in Deutschland, Durchlaucht, mit den Titulaturen“. Weiter „die kleine adelige Gewürzkrämerei Deutschlands“, „ein freier unabhängiger Mann ist ein Edelmann.“ Alle diese Gegensätze sind heute noch wach, darum sind die Prutzschen Romane gar nicht so veraltet, sie erscheinen uns nur etwas zahm, da die Gegensätze sich inzwischen bedeutend verschärft haben.

Es ist notwendig, darauf hinzuweisen, wieviele Ideen in den Prutzschen Romanen auftauchen, Ideen, die wir mit einigem Stolz als Eigentum unserer Zeit zu betrachten pflegen. Ich möchte hier auf ein sehr zeitgemäßes Problem hinweisen, das zuerst die Saint-Simonisten, dann die Jungdeutschen aufgeworfen hatten, welch letztere es ähnlich wie unsere modernen Frauenrechtlerinnen mit mehr Geschrei als Geschick verteidigten, die Emanzipation der Frau. Dickens hatte gelegentlich mit großem Behagen über die schöngeistigen Frauen gespottet, die über gelehrtem Kram ihre Pflichten als Gattin und Mutter vergessen. Da Prutz seine Romane schrieb, waren die Frauen bereits eine Macht in der Literatur, und damit in der Öffentlichkeit. Prutz sagt: „gleich den Juden begegnet man ihnen auf Schritt und Tritt.“ („Dichtende Frauen. Deutsche Literatur der Gegenwart.“ 2. Bd., S. 249, 252. „Deutsches Museum“, 2. Teil, 1859, S. 351). Ein sprechendes Beispiel war die Sammlung „Das Album“ von Kober in Prag, in der fast ausschließlich Frauen als Romanschreiberinnen vertreten waren. Der Vergleich zwischen Juden und Frauen ist interessant; denselben Vergleich stellt übrigens in anderem Zusammenhang auch Laube an („Neue Reisenovellen“, 2. Bd., 1837, S. 213 ff.), Prutz begründet den Vergleich folgendermaßen: „Beide, die Juden wie die Frauen, sind bei uns noch

nicht zu ihren vollen Menschenrechten gelangt, beide fühlen sich noch als die Unterdrückten, Gekränkten, Mißhandelten; darum werfen beide sich auch mit solchem Eifer in die Literatur, theils um auf dem Wege der literarischen Öffentlichkeit für ihre verkannten Rechte zu kämpfen, theils und besonders, um in der idealen Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft einen Trost und eine Entschädigung zu finden für die Leiden und Ungerechtigkeiten des Lebens." Prutz meint, nur unglückliche Frauen dichten. (Siehe: „Helene", 1. Bd., S. 10, „Musikantenthurm", 2. Bd., S. 225 ff., „Deutsche Literatur der Gegenwart", 2. Bd., S. 253). Eine solche „schöne Seele", deren Muse der Schmerz ist, schildert er in der jungen Baronin im „Musikantenthurm", die ihre dichterische Gabe auch finanziell ausbeutet. In der Literatur, selbst als Erwerb betrachtet, läßt er die emanzipierte Frau gelten, wenngleich er mit gutmütigem Spott meint, daß mit der Heirat sich Emanzipationsideen und Weltschmerz verlieren. (Vgl. „Deutsche Literatur der Gegenwart" 1859, 2. Bd., S. 252 ff., 269). Im „Musikantenthurm", 2. Bd., S. 243 sagt der allerdings sehr unsympatisch gezeichnete Rudolf, „der Geist und Bildung nicht achtete": „Was aber die schriftstellernden Frauen anbetrifft, so habe ich kein Hehl: sie sind mir verhaßter als die Sünde. Eine schriftstellernde Frau muß entweder sehr eitel sein oder sehr unglücklich." Wenn Prutz den Wunsch der Julie Burow, die Frauen sollten Apotheker und Ärzte werden, eine Grille nennt, die sich bald verlieren wird, so hat er nicht recht behalten. In der Vorrede zu „Helene", S. 8, heißt es: „Auch sind, wie es mir scheinen will, nicht diejenigen die wahren Anwälte der Frauen, die da behaupten, daß zwischen Mann und Weib kein Unterschied der Fähigkeiten und daß dem Weibe daher auch alle Rechte und Beschäftigungen des Mannes zustehen müßten . . ." Die Frau im Erwerbsleben ist Prutz naturgemäß noch nicht so vertraut, wie uns, in seinen Romanen erscheinen selbständig verdienende Frauen nur in Gestalten von Gesellschafterinnen, Kinderfräuleins, deren sozialer Lage er in „Helene" das vierte Kapitel des 5. Buches, S. 142 ff. widmet. Auch Schauspielerinnen, Harfenistinnen werden von ihm sehr häufig dargestellt, Mignongestalten, das letzte so auffallend häufig, daß man sich diese Vorliebe nur aus einer Herzensgeschichte erklären kann; denn Prutz dürfte den Beruf der abenteuernden Musikantin kaum als einen für das weibliche Geschlecht passendsten betrachtet haben. Vielleicht ist auch anzunehmen, daß Flora im „Musikantenthurm", die schöne Harfenspielerin in „Oberndorf" durch eine ähnliche Gestalt von Dickens, Nell im „Raritätenladen", veranlaßt

sind, welches Buch in den „Deutschen Jahrbüchern“ 1842, S. 683 angezeigt war. Im „Engelchen“, 2. Bd., S. 352 spricht Prutz von „socialpolitischen Blaustrümpfen“, nennt es ein „coquettes Gelüste, sich zur künftigen Parlamentsfrau heranzubilden“. Ein Anhänger des Frauenstimmrechtes war er also nicht. Er will zwar den Frauen ein angemessen Teil am öffentlichen Leben zugestehen, hat aber kein rechtes Vertrauen zur politischen Tätigkeit der Frauen, waren doch diese die beste Stütze des Klerikalismus, welche Tatsache mehrfach in Prutzens Romanen veranschaulicht wird, so in „Engelchen“, „Musikantenthurm“, „Oberndorf“. Was der Dichter den Professor, den Erzieher des Engelchens, offenbar als des Dichters eigene Ansicht verkünden läßt, kann man auch heute noch gelten lassen; denn das moderne Bestreben geht ja vielfach dahin, der Frau, wenn auch nicht im Staate, so doch in der Gemeinde ein Feld der Betätigung zu überlassen, und zwar in Beschäftigungsarten, die der weiblichen Eigenart am angemessensten erscheinen, in der öffentlichen Wohltätigkeitspflege, in Jugendfürsorge, in Erziehungsfragen. Im „Engelchen“ verteidigt der Dichter auch das Recht der unehelichen Mutter, wobei er in dramatischer, demagogisch sehr wirksamer Weise das für unsere Begriffe unerhörte Gesetz bekämpft, das den Leichnam einer unehelichen Mutter damals der Anatomie zusprach. („Engelchen“, Bd. 3, S. 300). Der Kirche bestreitet Prutz Recht und Pflicht der Armenpflege („Engelchen“, 2. Bd., S. 353, 415, 440), und deutet dadurch, wie auch an anderen Stellen leise den liberalen Wunsch der Trennung von Kirche und Staat an. Hier gingen die Junghegelianer über Hegel selbst hinaus, der die Kirche als Körperschaft dem Staate unterordnete. Im „Engelchen“, 2. Bd., S. 353 f. heißt es: „Die Frauen seien die wahren, natürlichen Hüterinnen alles Edeln und Göttlichen im Leben; auch die politische Gemeinschaft (und nur dieser, nicht der kirchlichen, wollte der Professor Recht und Pflicht der Armenpflege zugestehen) müsse sie als solche anerkennen, und zwar hauptsächlich dadurch, daß sie die Frauen mit der Pflege der Armen, der Wartung der Kranken, der Erziehung der hülfsbedürftigen Jugend, kurzum mit allen jenen Werken der Barmherzigkeit und Bruderliebe, welche der Gemeinde obliegen, gleich wie mit einem bürgerlichen Ehrenamte, förmlich und feierlich betraue. Nur auf diese Weise erhalte der enge häusliche Kreis, in dessen ausschließlicher Begrenzung das moderne Weib sich nun einmal auf die Dauer nicht mehr wohl fühlen könne, noch wohl fühlen dürfe, seine wahrhafte und allein würdige Erweiterung.“ Also keine Armenbälle, keine werktätige Liebe unter geistlicher Aufsicht, eine

förmliche Betrauung mit öffentlichen Ämtern und ausdrückliche Erziehung dazu fordert Prutz, und damit kann jeder wohlwollende Freund der modernen Frauenbewegung zufrieden sein.

Zur liberalen Gesinnung gehörte damals nicht nur der Glaube an das Recht der Frau, sondern auch der Glaube an das Recht der Juden. Es ist auffallend, daß in Prutz' sämtlichen Romanen keine einzige Figur von Juden sich findet; denn der Tändler im „Felix" hat außer seinem Namen Amschel Levi nichts besonders typisch Jüdisches an sich, er könnte ebenso gut anders heißen und die ganze Gestalt ist für Aufbau und Entwicklung des Romans ganz unwesentlich. Aus zahlreichen Stellen in Prutzens Schriften[1]) geht hervor, daß er das an den Juden verübte Unrecht scharf verurteilte, er nennt sie aber doch wieder eine etwas fatale Nation, und trifft sich da mit Bruno Bauer. Interessant ist, daß Prutz in einer Auseinandersetzung mit der Wiener Kirchenzeitung vom Jahre 1855 als Jude bezeichnet wurde, was er mit dem entsprechenden Humor ertrug. Wenn Prutz jüdische Gestalten vermied, so kann das bei Zeitromanen kein bloßer Zufall sein; anscheinend wollte er dem inneren Zwiespalt entgehen, der aus dem gerechten Fühlen für die treuen Mitkämpfer der liberalen Opposition und der vielen Germanen angeborenen und anerzogenen Rassenantipathie entstehen mußte; wenn er in „Deutsche Literatur der Gegenwart", 2. Bd., S. 257 von Fanny Lewald sagt, daß sie selbstverständlich zur Opposition gehörte, so gilt das für die Juden überhaupt; sie waren von jeher die Anhänger der Opposition gewesen, im Guten wie im schlimmen Sinne. Über das Judentum als literarische Erscheinung scheint er weniger erbaut gewesen zu sein. Im „Felix", 1. Bd., S. 359 f. heißt es, nachdem unmittelbar vorher von den Schriftstellern als den „reinen Spitzbuben" die Rede war — „wissen Sie denn nicht, daß alle Schriftsteller eigentlich Juden sind? die puren beschnittenen Juden." Persönlich konnte also Prutz die Juden vielleicht nicht besonders gut leiden, was auch in seinem Verhältnis zu den Juden des jungen Deutschlands zum Ausdruck kommt.

---

[1]) Zu vergleichen ist: „Deutsches Museum" 1859, 1. Teil, S. 629 ff., 1861, 2. Teil, S. 267 ff. — „Ursachen und Wirkungen", J. Grosse, S. 107, 264. — Arnold Ruges „Briefwechsel und Tagebuchblätter", Berlin 1886, 1. Bd., S. 209, Brief an Stahr, S. 288. — „Zehn Jahre", 2. Bd., S. 85. „Derselbe ‚christliche Staat', der sich gegen Philosophen, Kritiker und Juden so unduldsam erwies," weiter 1. Bd., S. 371, 2. Bd., S. 78 ff. — Bruno Bauers kleine Schrift „Die Judenfrage" 1842. — J. Schmidt, „Deutsche Nationalliteratur" 5. Bd., S. 365 ff. — Man denke an A. Ruges Haltung und die ganze Stellungnahme der „Deutschen Jahrbücher" z. B. 1842, S. 1093 ff.

(„Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart", S. 320); das negativ Zersetzende, Kosmopolitische im Judentum war ihm als gutem Pommerpreußen verhaßt, machte er ja auch den späteren kosmopolitischen Radikalismus Ruges nicht mit; aber schädigen wollte er die Juden auch nicht, da sich der liberale Politiker auf sie unbedingt verlassen konnte. Prutz stand also zu den Juden als Rasse in ähnlichem Verhältnis, etwa wie Bismarck zu Bleichröder.

Über die in jener Zeit in Deutschland so gefeierten Polen ist in Prutzens Romanen nichts gesagt, doch hat sich Prutz an anderer Stelle gelegentlich geäußert, so in „Zehn Jahre", 1. Bd., S. 487 ff.: „... die Vertreter einer Nationalität, berühmt über den ganzen Erdball, durch ihre Ritterlichkeit, ihren Ehrgeiz, ja, wenn man will, ihre Eitelkeit?"

Einen breiten Raum nimmt im „Engelchen" die Behandlung einer Frage ein, die heute noch sehr umstritten ist, obwohl sie nach mehr als 60 Jahren seit Erscheinen des Romans wohl entschieden sein sollte, die Frage des Verhältnisses zwischen Schule und Kirche. Unter dem jedenfalls nach dem Muster der Franzosen symbolisch gedachten stillen Kampf, den Leonhardt im „Engelchen" gegen die übermächtige Behörde und gegen das Pfarrhaus führt, ist das viele Jahrzehnte lange harte Ringen zu verstehen, das der Stand der Volksschullehrer um würdige Anerkennung seiner Aufgabe, und um Befreiung von kirchlicher Bevormundung gegen Stiehls Regulative, gegen Minister wie Eichhorn, Mühler, Hassenpflug und Abel kämpfte, und kämpft. Prutz hat hier jedenfalls Tatsachen verwertet, wie sie ihm aus der Umgebung seiner Vaterstadt und aus Zeitungen vertraut sein mochten. In „Zehn Jahre" 1850—1856, 1. Bd., S. 332 ff. sagt Prutz: „Die kümmerliche Lage der Elementarschul-Lehrer, die entwürdigende Abhängigkeit, in der sie von den Geistlichen gehalten werden, sowie überhaupt der Nachtheil, welcher dem Volksunterricht aus dieser Bevormundung durch die Kirche erwächst — sind das nicht seit Jahren viel besprochene, viel beklagte Dinge?" Die Amtsentsetzung Leonhardts ist wohl angeregt durch den ganz ähnlichen Fall Diesterweg. Leonhardt sind auch Züge verliehen des tapferen Wander, des Führers jener Organisation preußischer Lehrer, die aus dem Jahre 1848 geboren war, und der die preußische Regierung nicht wohlwollend gegenüberstand. Ein Beispiel für die damalige Beurteilung der Lehrerschaft an hohen und höchsten preußischen Stellen ist die Ansprache Friedrich Wilhelm IV. an die in Berlin zu vorberatenden Konferenzen für die Schulgesetzgebung versammelten Seminarlehrer vom Februar 1849, die abgedruckt ist in „Friedrich Wilhelm IV.

Reden." Berlin 1861, S. 52. Prutzens Sympathie für die Lehrer geht auch hervor aus „Die Schwägerin", S. 72. Hier heißt es: „Sein schulmeisterlicher Stolz, wenn wir eine so edle Sache mit einem so zweideutigen Namen bezeichnen dürfen . . ." (Vgl. im übrigen „Vossische Zeitung" 1848, Nr. 131, „Lehrerstimmen", 146, 3. Beilage und weiter das Dezemberreskript Eichhorns). Solch unwürdige Zustände, etwa daß der Lehrer im Armenhaus wohnen muß, wie Leonhardt, sind gerade im nordöstlichen Preußen, in Prutzens Heimat, noch nicht ganz beseitigt. Der Lehrer Leonhardt im „Engelchen" ist so ein „verschämter Armer", wie ein Redner der Paulskirche anklagend einst den deutschen Lehrerstand nannte. Auch der Streit um die Erziehung des Fabrikantensohnes ist symbolisch aufzufassen; Kirche und Schule streiten sich um die Erziehung des Kindes; wenn sich die Erzieher bekämpfen, muß das Kind darunter leiden. Prutz nahm sich der Lehrer wacker an, war er doch selbst Lehrer, hatte er doch gerade im Haus eines Lehrers unzählige wertvolle Eindrücke empfangen. Er spricht im „Musikantenthurm", 1. Bd., Vorrede S. 1 von einer „mehr als dreißigjährigen Freundschaft (mit der Familie des Stettiner Oberlehrers Wellmann) . . ., die für mein ganzes inneres Leben so einflußreich geworden ist", und S. 2 sagt er, Wellmann sei „der nächste und theuerste meiner Freunde und Lehrer, der mich von Jugend an geleitet hat und dem ich Alles schuldig bin, was mir jemals gelungen . . ." In „Felix", 2. Bd., S. 243 sagt Prutz kurz heraus: „Der Lehrerstand ist der erste Stand in der Welt", und in „Helene", 2. Bd., S. 146, „Lehrerthum ist Priesterthum". Es ist Prutz nicht entgangen, daß eine angemessene Stellung der Lehrerschaft und damit ihre Zufriedenheit große politische und nationale Bedeutung hat. Die kulturellen Forderungen der Lehrerschaft decken sich ja mit politischen.. Das Verlangen nach Fachaufsicht der Schule ist praktisch ein politisches. Es wird von politischen Parteien erhoben und von solchen bekämpft. Der Liberalismus war ausnahmsweise einmal weitsichtig genug, dieses Verlangen zu vertreten und hat damit als Gegengewicht gegen geistlichen Einfluß in anderen Parteien erreicht, daß die Lehrer in ihrer großen Mehrheit sich seiner Fahne anschlossen.

Wenn schon für Prutz der Lehrer die Personifikation von Fortschritt und Freiheit ist, so ist es bei der Gegnerschaft des Dichters zur Kirche natürlich, wenn sich ihm der Pfarrer als der persönliche Feind des Lehrers, die Geistlichkeit als die Trägerin von Rückschritt und Knechtschaft darstellt. Sehr bezeichnend ist die Stelle im „Engelchen", 3. Bd., S. 93: „. . . das sind die wahren Politiker heutzutage, die rühren

den Brei," und im „Deutschen Museum" 1853, 1. Teil, S. 323 ff. schreibt er einen Aufsatz „Pfaffenwirthschaft in Aesthetik und Literaturgeschichte". (Siehe ebenda, S. 853 „Kritik der Grabrede über Tieck", und J. Grosse „Ursachen und Wirkungen", S. 274). Prutz führt keinen Gigantenkampf gegen die allmächtige Hierarchie, wie später Gutzkow in „Zauberer von Rom"; er begnügt sich mit kleineren, ja mitunter kleinlichen Mitteln. Gewisse charakteristische Züge seiner Geistlichen im „Engelchen" und in „Oberndorf" gehen ja wohl auf ähnliche Gestalten Gutzkows zurück. Wenn es auch sympathisch berührt, daß Prutz Gestalten von katholischen Geistlichen vermied, deren Wesen ihm weniger vertraut war, so darf man nicht unerwähnt lassen, daß ihn die Abneigung des liberalen Politikers gegen Preußen hochkonservative Pastorenschaft ähnlich wie später Fr. Spielhagen verleitete, seine geistlichen Romanfiguren durchaus einseitig aufzufassen, ihnen in scharf tendenziöser Weise alles Schlimme anzudichten, andererseits sie jeglicher guten Eigenschaft zu entkleiden; Ruge war trotz allem hier objektiver, man vergleiche z. B. „Politische Bilder aus der Zeit", Leipzig 1847, 1. Bd., S. 1 ff. (Über Spielhagen findet sich entsprechendes in „Die Zeitromane Friedrich Spielhagens und ihre Wurzeln" von Dr. Victor Klemperer, Weimar 1913, in den von Dr. Franz Muncker herausgegebenen Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, S. 119 ff. — „Sammler", Beiblatt der Augsburger Abendzeitung 1911, Nr. 25 „Von Friedrich Spielhagens Leben und Werken". Von Dr. P. L.). Solche unkünstlerische Übertreibung sollte bei dem Kritiker Prutz nicht vorkommen, hier hätte der Künstler den Politiker belehren sollen. Diese Art der politischen Dichtung ist es, welche ihr am meisten Gegner erzog.

Es ist doch merkwürdig, wie sich Zeiten gleichen, Zustände wiederholen, daß Schlagworte nicht sterben können. In der „Schwägerin" ist die reiche Aristokratin die leidenschaftliche Wortführerin der demokratischen Ideen. Es heißt von ihr S. 250 f: „Die Redner des Landtags waren in ihren Augen lauter Lafayettes und Mirabeaus; nie in der Welt, nach ihrer Versicherung, hatte es so viel Beredsamkeit, so viel Tapferkeit und staatsmännische Weisheit gegeben, als in diesem Augenblick im weißen Saale bei einander saß. Der Sieg der liberalen Ideen, behauptete sie, sei jetzt ein für alle Mal entschieden, das preußische Kabinet könne nicht länger widerstehen; auf friedlichstem Wege sei die gewaltigste Umwälzung der neuern Geschichte vollendet, Preußen, Deutschland, Europa auf ewige Zeiten für die Sache der Freiheit und des Fortschritts gewonnen." Dann heißt es weiter: „Das war denn nun wieder etwas

viel behauptet . . ." Aus der ganzen Fassung der Stelle ist zu ersehen daß Prutz mit dieser Politik der Phrase nicht einverstanden war; sein Temperament verführte ihn wohl gelegentlich zu unnötigen Schärfen in der Bekämpfung politischer Gegnerschaft, aber hohles Demagogentum war ihm zuwider. Sein Kopf gehörte der demokratischen Idee, sein Herz aber dem Vaterland, und das entschied.

Prutzens Ziel in ästhetisch-politischer Ideenverbindung läßt sich sonst etwa folgendermaßen herauskristallisieren: Übertreibung ist immer unkünstlerisch; sie ist ein häufig vorkommendes, weil naheliegendes, aber darum am meisten anfechtbares Moment der politischen Dichtung. Die Frage ist, ob in der Politik eine Ästhetik möglich. Die Ästhetik der Politik ist Ruhe, Einheitlichkeit, Beharrlichkeit, straffer Rhythmus, Vermeidung von Schärfen. Daraus ergibt sich ein wohltuender, steter Kurs, die Schönheitslinie der Politik, dieser „hohen Wissenschaft, die den vollkommensten aller Organismen, den Staat, analysieren soll", wie Wienbarg sagt. („Ästhetische Feldzüge", S. 80.) Den Staat, der nach Prutz kein „geistloser Mechanismus" sein darf. („Schwägerin", S. 254.)

Impulsives Temperament hat Prutz also in dieser Hinsicht zu einer teilweise ungerechtfertigten Polemik, und zum Verlassen der von ihm selbst vertretenen Grundsätze hingerissen. Politisch und poetisch berechtigt im Rahmen des Zeitromans ist es dagegen, wenn der Dichter sich gegen gewisse Arten der öffentlichen Wohltätigkeit wendet, gegen Pietistengemeinden, gegen innere Mission, gegen Bibel- und Traktätchengesellschaften, kurz gegen „die ganze seltsame Mischung, die er werkthätige Liebe nannte." („Musikantenthurm", 3. Bd., S. 306, weiteres Material, 1. Bd., S. 32, 3. Bd., S. 222 ff., S. 237.) Beeinflußt sind diese Stellen zweifellos von Gutzkows Aufsatz „Ueber innere Mission", der im „Deutschen Museum" 1851, 1. Teil, S. 25 ff. erschienen war. Zahlreich waren auch die Vorbilder in „Die Ritter vom Geiste". Im 2. Bd., 13. Kap. z. B. heißt es dort: „wenn ich nicht immer von diesen Damen hätte hören müssen: das Christenthum wäre solchen Unglücklichen nützlicher als frische Wäsche." Dann im 4. Bd., 2. Kap.: „Sie hatte ihre aparten Liebhabereien. Sie veröffentlichte Bücher, Bildersammlungen, Stickereien durch wohlthätige Lotterieen." Und: „denn wenn die Trompetta wirkte, so bekam ein Magdalenenstift, eine Diakonissenanstalt, ein Blindenasyl, ein rauhes Haus für verwahrloste Kinder usw. gleich eine sehr bedeutende Summe." „Was thut denn auch die Gräfin Mäuseburg anders, als daß sie jeden Morgen die

Rapporte von einer alten Kammerjungfer und von ein paar alten Nähterinnen anhört, die statt ihrer zu den armen Wöchnerinnen, zu den Kranken und Hilflosen gehen und ihr die Thatsachen mittheilen, denen sie durch die disponiblen Fonds der Kassen auf ihrem Sopha eine andere Wendung gibt! Sie notirt sich die Fälle in ihren Büchern und setzt daraus die Statistik zusammen, die sie dem großen Centralausschusse vorlegt!" Im 5. Bd. ist das 14. Kap. „Wahre innere Mission" betitelt. Kennzeichnend ist besonders die Stelle: „Er reiste für die Ausrottung der sogenannten Alkohol-Vergiftung und gehörte zu den gewandtesten „Kolporteuren" der innern Mission, die ja die politische Krankheit der Völker auch scharf genug ins Auge gefaßt hat und sie als Teufelswerk auszurotten sucht. Das christliche Werben gibt sich da zum Deckmantel einer ganz weltlichen Industrie, für eine Menge Bücher, Zeitschriften, Gesellschaften usw. her, warum nicht auch für das reaktionäre Wühlen?" (4. Bd. 2. Kap.). Über diese werktätige Liebe, wie sie besonders in Pommern, Prutzens Heimat, blühte, heißt es im „Musikantenthurm", 1. Bd., S. 32: „Der regierende Herr neigte sich nämlich zu den Frommen im Lande; er wünschte aus dem alten Musikantenthurm ein Rettungshaus im neuchristlichen Stil zu machen, wo nicht blos die Hungrigen gespeist und die Nackten gekleidet, sondern auch die schadhaft gewordenen Seelen durch fleißiges Beten und Kasteien ausgebessert und für das göttliche Strafgericht vorbereitet würden." Und im 3. Bd., S. 222: „und predigte den Reichen und Vornehmen, bei Thee und Backwerk und Austernsalat und Champagner, das Evangelium der werkthätigen Liebe, die sich auch der Armen und Verlassenen erbarme, und schloß damit, eine Sammlung zu veranstalten für die Wilden am Senegal, denen dafür Bibeln und Luther'sche Katechismen nebst flanellenen Leibbinden gekauft werden sollten." Nicht ohne zeitgemäße Bedeutung ist, daß Prutz an dieser Stelle mit ätzendem Spott einen Amerikaner als Vertreter dieser pietistischen Richtung schildert. Er stellt damit offenbar das Gegenstück auf zu dem Amerikaner seines Freundes Ruge, mit dem er ja damals eine scharfe Fehde ausgefochten hatte. Ruge schildert nämlich in den „Politischen Bildern aus der Zeit", Leipzig 1848, 2. Bd., S. 216 ff. in dem Aufsatz „Ein Amerikaner in Deutschland" einen Dr. Samuel H. aus Boston, einen Menschen, von selbstbewußter, freiheitlicher Gesinnung, der sich natürlich sehr abfällig über deutsche Verhältnisse äußert. Prutz hatte den Streit mit Ruge offenbar noch nicht ganz verwunden und in einer Art von verdeckter literarischer Polemik zeigt er nun einen Amerikaner von dem

Schlag, wie er ihn kennt. Die „werkthätige Liebe" spielt eine große Rolle überhaupt im „Musikantenthurm". Das erste Kapitel des 5. Buches, 3. Bd. ist sogar überschrieben „Werkthätige Liebe", und hier zieht er besonders rücksichtslos dagegen zu Felde und weist u. a. auch dadurch auf die Art der Agitation der Vertreter dieser Richtung hin, daß er S. 237 (Vgl. 3. Bd., S. 124, 222) sagt: „in Kinder läßt sich der Keim der werkthätigen Liebe am ersten pflanzen." Im „Engelchen" wird er auch bitterbös gegen eine gewisse öffentliche Wohltätigkeit, wenn er im 1. Bd., S. 218 von der großen Wohltätigkeitslotterie sprechen läßt, „wo der dicke Heymann an der Spitze steht und statt der garantirten Leinwand, die den armen Webern abgekauft werden soll, bringt er mit der Manier seine eigene alte Baumwolle an den Mann?"

Die ganze Bewegung mußte dem liberalen Dichter verdächtig sein, wurde sie doch von den reaktionären Regierungen eifrig gefördert; auch liebäugelten die protestantisch-kirchlichen Kreise, von welchen alles ausging, damals gern mit katholisch-hierarchischen Ideen. Die Wohltätigkeit war auch keine gerechte, da sie nicht den wirklich Armen zugute kam und an die Voraussetzung einer äußeren, sehr oft unaufrichtigen Frömmigkeit geknüpft war. (Siehe „Musikantenthurm", 3. Bd., S. 222 ff.) Weiter lag die Gefahr nahe, daß durch diese Psalmen, warmen Suppen und Socken die freiheitlichen Gefühle, die in den unteren Schichten zur Freude des Freiheitssängers erwacht waren, wieder unterdrückt würden. Außerdem waren diese Seiten der Wohltätigkeit, die den Armen beständig ihre Armut vorhielten, und vielfach etwas Erniedrigendes hatten, geeignet, die Klassenunterschiede noch zu erweitern, und den sozialistischen Theorieen vom Eigentum, denen Prutz zuneigte, direkt entgegengesetzt.

Prutz war aber nicht dabei weder ein Freund der Sozialdemokratie noch ein unbedingter Anhänger des Republikanismus. Er war gegen den Eintritt von Marx in die Redaktion der Jahrbücher und hat sich, als der Eintritt erfolgte, mehr und mehr zurückgezogen. In „Felix", 1. Bd. S. 11 findet sich folgende bissige Stelle, die wohl als politisches Bekenntnis gewertet werden darf: „ . . . indem bei der allgemeinen Republikanisirung Deutschlands, welche demnächst durch unsere Socialdemokraten bevorsteht, sowie nur die bewußten zehn Millionen Francs zusammen sind" (!).[1] Prutz bekämpfte die sozialdemokratischen Internationalitätsschwärmereien, und fand scharfe Worte gegen die rohe

---

[1]) Über Prutzens Stellung zur Sozialdemokratie siehe den schon mehrfach erwähnten Aufsatz „Vaterland? oder Freiheit?" „Kleine Schriften" 1847, 1. Bd. S. 64 ff. — „Deutsches Museum" 1853, 1. Teil, S. 323: „Aber wer in der Welt wird darum das

Herrschaft der Gasse, man vergl. „Engelchen", 1. Bd., S. 390 ff. Das Kapital ist ihm keine „falsche Kraft". Die Gleichmachungs-Phantastereien der Sozialdemokraten, ihre oft rein materielle Art, Dinge und Menschen zu sehen, mußten seiner Künstlernatur ebenso zuwider sein, wie ihre Kampfesweise. Im „Felix" schildert er so einen Volkstribun mit böser Schärfe. Aber von den Ideen ihres wirtschaftlichen Programms hatte er doch mehr in sich aufgenommen, als er selber ahnte. Das mochte seinen Grund darin haben, daß sich dieses zu jener Zeit noch etwas unklare wirtschaftliche Progamm mannigfach mit wirtschaftlichen Prinzipien des Liberalismus deckte. Ein wirtschaftliches Programm ist immer auch ein politisches, mögen auch in ein und derselben Partei wirtschaftliche Gegensätze bestehen; reine Wirtschaftsparteien wird es, streng genommen, in Deutschland nie geben.

Ein förmliches Bekenntnis des Dichters zur Monarchie sind wohl die Worte, die der Dichter dem Geheimrat in „Felix" in den Mund legt: „ich liebe die Freiheit, ich verehre die Rechte des Volks, aber ich will auch ein starkes Königthum, will einen Fürsten, den ich ebenfalls ehren und lieben kann, will mit einem Worte Maß, Ordnung, Verstand in der Bewegung." Und wie zeitnah ist doch, was er drei Zeilen weiter unten sagt: „all dies Clubwesen, dies Parteimachen, Schreien, Zanken und Streiten mißfällt mir ..... Duldsamkeit und Milde gegen jede ehrliche und honette Ansicht sind überhaupt die Devise, die ich führe ..." (1. Bd. S. 394, 395.)

Prutz ist Gegner des Innungswesens und Anhänger der liberalen Gewerbefreiheit. (Vgl. „Literarhistorisches Taschenbuch" 1843, S. 336 ff.) Das „Engelchen" ist eine Art Schwanengesang des Handwerks nach Väterart. Das tragische Geschick der Leute, die nichts mehr lernen wollen und können, die Not der Heimarbeit, die Prutz aus Breslaus Umgebung, aus Berlin und seiner ländlichen Ahnen Heimat bekannt war, sind der Hintergrund dieses Proletarierromans.

Es ist erstaunlich, was hier unter dem Einfluß des Studiums der Franzosen, und Feuerbachs, unter dem Eindruck der lebhaften politischen Tätigkeit in Berlin bereits angedeutet wird: Gewerkschaft, Krankenkasse, Recht auf Arbeit, Altersversicherung, Kinderhort, Verbot der Kinderarbeit usw.; gerade zur Zeit des Erscheinens des „Engelchens" fing ja die deutsche Literatur an, vorweg unter Dickens' Einfluß in das

---

Kapital selbst eine falsche Kraft nennen?". — „A. Ruges Briefwechsel", 1. Bd. S. 409, 427, 429, 430, 431, 435. — „Rückblicke auf mein Leben", Karl Gutzkow, S. 274. — Wilhelm Wolffsohn, der Freund von Prutz, und Mitherausgeber des „Deutschen Museums" war übrigens mit Lassalle bekannt.

Jahrhundert des Kindes einzutreten. Eine hochbedeutsame Forderung wird vertreten, wie sie in neuester Zeit von den Arbeitnehmerverbänden viel erhoben wird, von einigen wenigen Unternehmern auch bereits erfüllt wurde, Anteil des Arbeiters am Geschäftsgewinn, Recht und Anteil der Angestellten an den von ihnen gemachten Erfindungen. Um diese letzte Forderung dreht sich eigentlich der ganze Streit des Weberhauses mit dem Fabrikherrn. Man sieht, ein richtiges soziales Programm, wie es vorher in den englischen Parlamentsakten, in den sozialen Stoffen der Dickens'schen Romane aufgestellt war. An dieser Stelle soll auch erwähnt sein, daß Prutz im „Deutschen Museum" 1856, 1. Teil S. 335 auch den Ruf nach einem Theatergesetz erhebt, wozu er ja als Bühnendichter wie als Hamburger Dramaturg Erfahrungen hatte sammeln können. Wenig ist eigentlich über die Presse gesagt; verstreute Äußerungen finden sich da und dort, so in „Die Schwägerin", S. 17. Das ist auffallend, läßt sich aber vielleicht damit erklären, daß Prutz sich das, was er hier zu sagen hatte, für seine „Geschichte des deutschen Journalismus" aufsparen wollte.

Prutz hat vor sechzig Jahren bereits etwas erkannt, was merkwürdigerweise heute viele Leute noch nicht glauben wollen, nämlich, daß die Umwandlung Deutschlands von einem Agrar- in einen Industriestaat, zum mindesten in einen gemischt-wirtschaftlichen Staat mit starker Betonung der Industrie unaufhaltsam sei. (Man vergleiche: „Musikantenthurm", 1. Bd., S. 272: „mit der Zeit werde es schon klar werden, daß Industrie und Handel die eigentlichen Mächte, welche die Erde beherrschten.") Diese Umwandlung ist nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine politische. Das lehrt die politische Geschichte Deutschlands der letzten Jahrzehnte, und drückt sich auch in der Parteienzusammensetzung und in der Gesetzgebung genügend aus. Im „Engelchen", im „Musikantenthurm", in „Oberndorf" und im „Felix", überall tritt diese Erkenntnis des Dichters deutlich hervor. Er sieht den feindseligen Gegensatz vor Agrarier- und Bürgertum, er empfindet das politische Übergewicht des nach seiner ganzen Entwicklung naturgemäß reaktionären Agrariertums. Wenn er in „Oberndorf" meint, was nicht Agrarier, sei Bürger zweiter Klasse, so mag ihn zu diesem bitteren Wort wohl die von Friedrich Wilhelm IV. 1849 verfügte Wahlrechtsänderung veranlaßt haben, die das Land im Gegensatz zur städtischen Bevölkerung durch die Einteilung der Wahlkreise und durch den Wahlzensus übermäßig bevorzugte und bekanntlich noch in Geltung ist. Trotz seiner bäuerlichen Abkunft richtet Prutz in „Oberndorf" scharfen Widerspruch

gegen den der ländlichen Bevölkerung eigenen Egoismus, der sich u. a. auch in den Mängeln der Armenversorgung auf dem Lande äußert, einem düsteren Kapitel, dem in „Oberndorf“ 1. Teil eine Reihe von Seiten gewidmet ist. Er sagt: „Der Bauer ist ein geborener Realist; Ruhm und Ehre, selbst Erinnerung und Dankbarkeit, sind für ihn nur sehr untergeordnete Begriffe; seine erste und dringendste Frage bei allem ist, was er davon hat und was es ihm nützt.“ (1. Bd. S. 22.) Und S. 26 nennt er die Bauern die eingefleischtesten Aristokraten. Der Schluß von „Oberndorf“ soll die Bauern daran erinnern, daß der Liberalismus es war, der ihnen einst freie Scholle erkämpfte, was sie inzwischen gründlich vergessen haben. Prutz befürchtet auch, daß sich der Gegensatz: Stadt und Land noch mehr verschärfen wird, wie es denn auch gekommen. Als Sozialreformer wünscht er die sozialen Gegensätze zu verwischen, nicht wie die Sozialdemokraten durch ihre Taktik zu vertiefen. Von dieser im besten Sinne sozialen Tendenz, die Klassengegensätze zu vermindern, zeugt vornehmlich die Neigung des Dichters zur Konstruktion von ehelichen Verbindungen zwischen Angehörigen verschiedenster Klassen, wofür in jedem seiner Romane ein Beispiel vorhanden ist. Der Dichter weist auch des öfteren im Zusammenhang damit darauf hin, wie wichtig für den Staat gerade die unteren Klassen seien, die „die Fruchtbarkeit der Ehe nicht als einen Makel betrachten.“

Gelegentlich versetzt der Dichter auch der Burschenschaft, deren norddeutsche Anhänger sich scharf gegen die Hegelsche Rechtsphilosophie gewendet hatten, einen kleinen Hieb (siehe „Neue Schriften“ 1854, 2. Bd. S. 29, S. 39 ff. — „Engelchen“, 2. Bd., S. 383), während er die Burschenschafter Follen in einem eigenen Gedicht feierte — oder seinem ehemaligen Freund Ruge. („Felix“, 2. Bd., S. 71 ff.) Besonders drastisch verhöhnt er die politische Kannegießerei der Spießbürger, so in „Felix“, 1. Bd., S. 10, S. 30 und in „Oberndorf“, 1. Teil, S. 176 ff. Im „Felix“ heißt es 1. Bd. S. 10: „ . . . politischen Phrasenhelden des Tages“, eine boshafte Schilderung ist die Darstellung des Treibens des „Clubs der Wahrhaften“ im dritten Kapitel S. 30 ff.: „Ja es gab sogar einige (Klubs), bei denen man weder Standpunkt noch Geschmack zu haben brauchte.“ „Mit seinem vollständigen Titel hieß er der Club der wahrhaft freien, patriotischen und volksthümlich gesinnten Bürger. Seine Fahne war schwarz-roth-golden, mit dem kaiserlichen Reichsadler in der Mitte, der auf seinem doppelten Haupte eine rothe Freiheitsmütze trug . . .“. S. 113 heißt es: „Dem Club der Wahrhaften aber

trat er bei, weil das Programm desselben Einen eben zu gar nichts verband, und man sich als Mitglied desselben ebenso gut nach rechts wie nach links, auf den Berg wie ins Centrum setzen, Standrecht erklären oder Guillotinen errichten konnte". (Vergl. Prutzens Gedicht „Pereant die Liberalen") und S. 116: „Und da der Club der Wahrhaften bekanntlich Alles beschloß, was ihm durch eine interessante Debatte plausibel gemacht worden war . ." „Die guten „Mitbürger" erschraken mitunter selbst . . . wenn sie am nächsten Morgen in der Zeitung gedruckt lasen, was sie den Abend zuvor unter großem Beifall und mit rührender Einstimmigkeit beschlossen hatten." Gut gelungen ist die sehr vergnügliche Schilderung eines kanngegießernden Philisters im dritten Kapitel, 2. Buch, 1. Bd., S. 277 ff.: „Die Perle der Hausmeister." Bei jeder Gelegenheit wird die unfruchtbare Nörgelei der Klubs verhöhnt.

In fast jeder der Prutz'schen Erzählungen wird ein Minister geschildert, der in geradezu unerlaubter Übertreibung, wie sie nicht einmal dem schärfsten politischen und persönlichen Gegner zu verzeihen ist, stets als höchst zweifelhafter Charakter und als Erzreaktionär natürlich sich darstellt. In „Kleine Schriften" 1847, 2. Bd., S. 285 ff. verurteilt Prutz selbst „die Übertreibung, daß alle Geistlichen Gaukler, alle Minister Schufte sind" (S. 317), in seinem Aufsatz „Shelley und die Poesie des Atheismus." Zu dieser Anschauungsweise steht aber seine Schilderung der Minister in schroffstem Gegensatze, sodaß man nur annehmen kann, er wollte eine ganz bestimmte Persönlichkeit treffen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in dem alles weniger als schmeichelhaft gezeichneten, in jedem Roman auftretenden streberhaften Minister Herrn von Tzschoppe vermutet, der überdies ein Schlesier war, was, wie noch nachzuweisen ist, nicht ohne Bedeutung sein konnte. (Siehe Prutz „Zehn Jahre", 2. Bd., S. 224 ff.) Im „Engelchen", 2. Bd., S. 469 ff. erscheint der Minister geradezu als moderner agent provocateur, der eine Revolution anstiftet, um sich durch deren Unterdrückung in der fast verlorenen Gunst seines Fürsten wieder zu befestigen; „das Pulver ist ausgestreut — ein Wink . . . und der Spectakel geht los." Und noch deutlicher heißt es im 3. Bd., S. 374: „es ist eine großartige Intrigue, welche der Minister angelegt hat, um Seine Durchlaucht, den regierenden Fürsten, desto gewisser in die alte Abhängigkeit zurückzuführen . . ." Man braucht nur an Tzschoppes Vorgehen gegen das junge Deutschland, an seine Postspionage, das „Perlustrieren" zu denken. Ich erinnere auch an Gustav Kombst's Enthüllungen in „Authentische Aktenstücke aus den Archiven des Deutschen Bundes zur Aufklärung

über die hochverrätherischen Umtriebe der deutschen Fürsten" Straßburg 1835, die größtes Aufsehen erregt hatten und Prutz zweifellos bekannt waren. Auch Gutzkow hat ja eine Charakteristik Tzschoppes gegeben, der in „Aus der Zeit und dem Leben" ein eigenes Kapitel gewidmet ist; S. 101 ff. S. 108 ist eine Äußerung Tzschoppes wiedergegeben: „Ich war es, der Professor Raupach als Theaterdichter angestellt hat!" Diese Äußerung wirft ein Licht auf die Gestalt des Hofpoeten Florus im „Engelchen", von der noch die Rede sein wird. Man darf auch die Wirkung nicht vergessen, die der Kölner Kommunistenprozeß geübt hatte. Prutz war übrigens persönlich gegen die Minister verstimmt, es heißt darüber im Vorwort zu seiner „Geschichte des deutschen Journalismus": „Die nachgesuchte Benutzung der Königlichen Bibliothek zu Berlin ist mir durch Rescript des Königlich Preußischen Staatsministers Herrn Eichhorn Exc. vom 22. Februar v. J. verweigert worden." Er hatte also allen Grund, sich über die für die damaligen preußischen Verhältnisse bezeichnende Hemmung einer wertvollen, grundlegenden wissenschaftlichen Arbeit zu beklagen. Über Eichhorn äußert er sich denn auch ausgiebig in „Zehn Jahre", 1. und 2. Bd., z. B. S. 326 ff., 332 ff., 67 ff., 85 ff., 146 ff. Ich verweise in diesem Zusammenhang auch auf die Charakterisierung des Ministers in „Die Schwägerin" S. 35 ff.

In fast keinem Roman fehlt auch die schöne junge Gräfin jungdeutschen Angedenkens, die für die Revolution schwärmt; jede passende und unpassende Gelegenheit wird benützt, gegen die Regierungen zu opponieren. Hübsch ist die Anspielung auf die Erbprinzen, die in einigem Geruch des Liberalismus zu stehen pflegen. Der Monarch selbst ist in der politischen Satire so ziemlich ausgeschaltet, wohl eine begreifliche Folge des Majestätsbeleidigungsprozesses. („Engelchen", Bd. 2., S. 151.) Endlich sind alle Romane, wie aus zahlreichen Stellen hervorgeht, in die Zeit der politischen Kämpfe von 1840 bis 1850 verlegt. Somit dürfte sowohl die Bezeichnung „politische Romane" aus dem Inhalt sich von selbst ergeben, auch dürfte dieser politische Inhalt genugsam beleuchtet sein.

Es ist noch zu erwähnen, daß der Dichter gewisse Motive, die er bereits in seiner politischen Lyrik benutzt hatte, in ähnlicher Weise bei den Romanen wieder verwertet. Wenn er im „Musikantenthurm", 1. Bd., S. 36 schreibt: Höchst dieselben hätten höchst eigenhändig den Riß (eines Baues) entworfen, alles natürlich im gothischen Stil, oder wenn er meint, „sogar Könige schriftstellern", so ist das analog Stellen

aus seinen Gedichten. („Gedichte. Neue Sammlung“ 1843. S. 88 und S. 35 „Zum Kölner Dombaufest“. „Habt ihr nicht Könige, die dichten? Nicht Könige, die Redner sind?“)

Manchmal glaubt man ja eine förmliche politische Abhandlung zu lesen, statt eines Romans. Köstlich naiv ist es dann, wenn der Dichter z. B. in der „Schwägerin“ meint, es sei hier nicht der Platz die Broschüre des Helden zu entwickeln, während sie doch bereits vorher (S. 246 ff.) wenn auch nicht direkt vorgelesen, aber doch in der Hauptsache lebhaft erörtert wurde in einer Aussprache des Helden mit den Zuhörern, dadurch formell einigermaßen gerechtfertigt. Übrigens ist die Tatsache, daß Prutz seine Helden sich immer ausführlich über politische Fragen verbreiten läßt, und die pathetische Art, wie die Helden ihre Ideen entwickeln, geeignet, meine Annahme vom „Rechtfertigungsroman“ zu stützen.

*

Wenn die Romane die Frucht der Vierziger Jahre sind, ist es natürlich, daß Prutz mannigfach eigen Erlebtes verwendet, so im „Felix“, 2. Bd., S. 255 ff., 279 ff. seine etwas tragikomischen Erfahrungen als Hamburger Dramaturg. Persönlichkeiten aus dem Wellmannschen Kreise in Stettin, bekannte Größen der Zeit mußten ihre Züge leihen. Die Prutz'schen Helden tragen vielfach den Stempel des Selbstbildnisses. So „Felix“ im gleichnamigen Roman, Georg in der „Schwägerin“, der Hauslehrer in „Oberndorf“. Ein charakteristisches Beispiel der Verwendung von Selbsterlebtem ist, was er den Prediger Waller im „Engelchen“, 1. Bd., S. 321 sagen läßt, nämlich daß, „wer ein gewisses Amt einmal auf gewisse Bedingungen und Vorschriften hin übernommen, diese Bedingungen und Vorschriften auch erfüllen müsse — oder aber das Amt selbst aufgeben.“ Das bezieht sich zweifellos auf den Vorwurf, der ihm ob der Annahme der Halleschen Professur gemacht worden war, daß er nämlich bei ihrer Uebernahme einen Loyalitäts-Revers unterzeichnet hätte, worin er sich gewissen Einschränkungen seiner Lehrfreiheit unterwerfen mußte. Es mag schon sein, daß eine maßgebende Persönlichkeit gelegentlich an Prutz, den sehr wenig gefügigen Professor, ein derartiges Ansinnen gestellt hat, aber der aufrechte Prutz hat sein Amt aufgegeben. (Vgl. „A. Ruges Briefwechsel“, 1. Bd., S. 436 und „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart“ S. XIII ff.)

Die innigen geschwisterlichen Verhältnisse, wie sie in den meisten von Prutzens Romanen vorkommen, sind ein schönes Denkmal für das vertrauliche Verhältnis, das den Dichter mit seiner ältesten Schwester verband.

*

Der beste und zeitlich der erste Roman des Dichters ist, wie schon hervorgehoben, „Das Engelchen", ein sozialer, ein Proletarier-, oder wenn man will, ein „industrieller" Roman. Im Waschzettel der Buchhandlung F. A. Brockhaus, Leipzig heißt es ausdrücklich, daß Prutz damit zum „erstenmale als Romanschriftsteller" auftrete. Das Buch war in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" zuerst angezeigt, und dort sehr günstig beurteilt worden. Julian Schmidt zählt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert", 3. Bd., Leipzig 1855, S. 319 auch das „Engelchen" zur Romanschule Gutzkows, was so allgemein nicht richtig ist. Beziehungen zu den an gleicher Stelle genannten und in die gleiche Klasse gerechneten Romanen „Die modernen Titanen", von Robert Giseke und „Der Pfarrer von Gravenried", von Alfred Meißner ließen sich nicht finden, „Felix" kann viel eher zu der ganzen Schule gerechnet werden. Er wird an dieser Stelle auch genannt, vielleicht darf noch erwähnt sein, daß in Max Waldaus „Nach der Natur" der ebenfalls sehr problematische Held auch Felix heißt. Nach der Vorrede ist das „Engelchen" bereits 1845 begonnen worden. Den eigentlichen Anlaß zur Abfassung des Romans und wesentlichen Stoff gab der Weberaufstand im Eulengebirge 1844. Einige ungemein packende Kapitel, erfüllt von dramatisch bewegten Szenen, in greller Beleuchtung, wie sie später Spielhagen liebte, sind sicher noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Aufstandes entstanden. Ich sage absichtlich „dramatisch bewegte Szenen", denn die Art, wie Prutz am Schlusse des dritten Bandes den Dialog führt, die Einheit von Ort und Zeit, die bildmäßige, ja szenenmäßige Schilderung der Örtlichkeit, man ist versucht zu sagen, der Bühne, lassen keinen Zweifel, daß Prutz unbewußt den dramatischen Kern, der in dem Weberaufstand steckte, und den Gerhart Hauptmann dann herausschälte, erkannte. Hier war reicher Stoff zu einem sozialen Drama, das Prutz hätte schreiben sollen, eher als historische Dramen, und das er leider nicht geschrieben hat. In Hauptmanns „Webern" ist die Situation ganz ähnlich gezeichnet, wie im „Engelchen". Die Auszahlung in der Fabrik, von Hauptmann geschickt zur Exposition verwendet, scheint fast auf der gleichen Episode bei Prutz zu fußen. Prutz, der die indirekte Rede sonst bevorzugt, schildert diese Auszahlung im 1. Bd., S. 121 ff. auffallender Weise in fast reiner Dialogform, sodaß sich diese Stelle eher wie ein Ausschnitt aus einem Drama, als aus einem Roman liest. Prutz scheint das dramatisch wirksame, lebendige Element dieser „Szene" herausgefühlt zu haben. Es war leider an keiner Stelle eine Andeutung zu finden, ob Prutz je einmal die dramatische Behandlung eines sozialen Stoffes ins Auge gefaßt hatte.

Weitere Anregungen zur Behandlung des Stoffes gaben dem Dichter wohl Freiligraths bekanntes Gedicht, die Dresdner und Berliner Unruhen, die unter dem Druck einer Teuerung erfolgten Zusammenrottungen in seiner sonst so stillen Vaterstadt Stettin, die ihm aus Familienbriefen wohl bekannt waren. Prutz war zur Zeit der Unruhen in Dresden; das geht hervor aus „Briefe von und an Georg Herwegh“ München 1896, S. 106, Prutz schrieb an Herwegh am 12. März 1848 „den allertrübsten Fleck in Deutschland hab' im Augenblick ich inne: Dresden . . .“ Die Revolution von 1848 selbst ist im Roman nur leicht gestreift in einigen Vorspielen; im Sturmjahr war der Roman wohl zum großen Teil fertiggestellt, doch mögen die Ereignisse dieses Jahres Veranlassung gegeben haben zur gelegentlichen Verschärfung des Tones. Damit wäre auch eine ziemlich unverständliche Stelle der Vorrede, datiert vom Oktober 1850, erklärt, wo der Dichter davon spricht, daß „das Buch seinen Lauf heiter begonnen“. Diese Worte passen schlecht zur scharf revolutionären Tonart des Werkes und lassen sich nur so deuten, daß der Verfasser unter dem Eindruck äußerer Ereignisse sich erst in eine leidenschaftliche Aufregung hineingedichtet hat, die z. B. in der Anklage des Meisters gegen Gott wuchtig und zündend zum Ausbruch kommt. (1. Bd., S. 374 ff.)

Die Lektüre des „Neuen Pitaval“ scheint nicht ohne Einfluß für die Kriminalität einer Reihe von Gestalten des „Engelchens“ geblieben zu sein. Verschiedene Gestalten, so der tolle Heiner aus dem „Engelchen“, wie auch Sandmoll, und die Diebslore, dann im „Musikantenthurm“ Ulrich und Zundelheinrich scheinen geradezu dem „Neuen Pitaval“ entnommen; im übrigen besaß Prutz nach englischem Muster überhaupt eine ziemliche Vorliebe für kriminal-psychologische Probleme. Rezensionen über den „Neuen Pitaval“ finden sich im „Deutschen Museum“ regelmäßig, z. B. 1853 1. Teil, S. 224, 2. Teil, S. 176; 1854 2. Teil, S. 252; 1855 1. Teil, S. 149 und in „Deutsche Literatur der Gegenwart“, 2. Bd., S. 146. Die Kindsvertausch-Geschichte im „Musikantenthurm“ stammt sicher aus dem „Neuen Pitaval“. Diese Anlehnung an den Geschmack des Publikums, das damals Ernst Drakes „Polizeigeschichten“ 1846, Temmes Kriminalromane und anderes mit ähnlichem Eifer las, wie etwa in der Gegenwart die Sherlock-Holmes-Abenteuer, entsprach der Forderung des Dichters, der Roman solle auch unterhalten. (Vgl. „Deutsches Museum“ 1853, 2. Teil, S. 817 ff. — „Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen“, „Kleine Schriften“, 2. Bd., S. 166 ff. — „Die deutsche Literatur der Gegenwart“. Ueber

Gerstäcker und Hackländer. — J. Schmidt, 5. Bd., S. 489, Temme mit seinen Kriminalromanen). Auf die Quellen weist auch folgende Stelle im „Literarhistorischen Taschenbuch" 1848, S. 384: „Es ist eine englische Familien-, specieller Heirathsgeschichte, mit untergeschobenen Kindern, verwechselten Namen, mit Inquisitionsgreuel, und Folterbänken, mit Mördern und Räubern . . .".

Das „Engelchen" zerfällt in zwei nebeneinander laufende, doch mit Geschick vielfach verschlungene Handlungen; etwa in den Familienstreit im Hause des Fabrikanten, und in den Kampf zwischen Fabrik und Dorf, es läßt sich das aber auch etwas anders formulieren. 1846, also im ersten Jahre des Entstehens des „Engelchens", war ein Roman erschienen, der den gleichen Stoff ähnlich wie Prutz behandelt, der Roman von Luise Otto „Schloß und Fabrik" im „Kober'schen Album", Prag 1846. Dieses „Album, Bibliothek deutscher Originalromane" ist von Prutz regelmäßig besprochen worden. Der erste Teil von „Obern-dorf" ist ursprünglich auch im Album erschienen. Ein Kapitel des „Engelchens" ist zudem ganz ähnlich genannt, wie der Roman der Otto: „Schloß und Hütte". In dem Roman der Luise Otto wird erzählt, wie die Arbeiter sich gegen den herzlosen Fabrikherrn empören, und einer von ihnen, der des Fabrikherrn Tochter liebt, mit ihr im Kugel-regen fällt. Der Schluß ist nach vieler dichtenden Frauen Art stark theatralisch, aber die Ähnlichkeit des Ganzen mit dem „Engelchen" ist unverkennbar. 1846 erschienen auch Karl Beck's „Lieder vom armen Mann", Leipzig. In einem Gedicht „Der Auswanderer", S. 85 ff. ist geschildert, wie eine Leiche nicht beerdigt werden kann, weil die Hinterbliebenen kein Geld für die Gebühren haben. Vielleicht ist die ähnliche Episode im „Engelchen" mit der Leiche von Reinholds Mutter eine Erinnerung daran. (Vgl. „Deutsches Museum", 1852, 2. Teil, S. 852.)

Für den Familienkonflikt im Fabrikantenhause ist unzweifelhaft vor-bildlich gewesen Dickens' „Dombey und Sohn" (Aus dem Englischen von Julius Seybt, Leipzig 1847, 10 Theile. Die älteste und damals am meisten verbreitete deutsche Ausgabe). Bis zum achten Kapitel läuft die Erzählung genau wie bei Prutz; die Demütigung der Frau, wie sie im Testament der Mutter des Engelchens erzählt wird, ereignet sich hier im 47. Kapitel. Paul bei Dickens ist Julian bei Prutz. Eine weitere Dickens-Erinnerung ist das Verbrecherpaar Sandmoll und Diebs-lore, das sind die alten Bekannten Geschwister Braß aus dem „Rari-tätenkabinett" (Master Humphreys Wanduhr. Aus dem Englischen von

E. A. Moriarty, 3. Aufl., 6. Teil, Leipzig 1845. 1. Aufl. angezeigt in den „Hallischen Jahrbüchern“ 1842, S. 683), wobei dem Sandmoll auch der Charakter des Quilp aus dem gleichen Dickensschen Werk verliehen wurde.

Was das Material über den Weberaufstand betrifft, so brachten schon 1843 und am Anfang des Jahres 1844 die Zeitungen Breslaus, wo Prutz sich damals aufhielt, einige Artikel über die Webernot, die das größte Interesse erregten. 1844 erschien eine Broschüre von Assessor Schneer, dem Sekretär des Breslauer Vereins für die Weber: „Ueber die Noth der Leinenarbeiter in Schlesien und die Mittel, ihr abzuhelfen.“ Diese Broschüre scheint Prutz auch benützt zu haben, denn im „Engelchen“, 1. Bd., S. 429 ff. kommt die gleiche Episode vor, wie sie in dieser Broschüre, S. 348 erwähnt wird. Eine Familie hatte in der Not ein Stück Brot gegessen, das sie einem alten Brauche zufolge sechs Jahre vorher bei der Hochzeit im Hause versteckt hatte. Hier ist auch geklagt darüber, daß die Regierung sich um die Weber so wenig annehme, sie kaufe ihnen von Zeit zu Zeit einiges ab, ziemlich unregelmäßig und zum Schluß lasse sie nichts mehr von sich hören. Die Behörden machten es also genau so, wie der Regierungsrat Lehfeldt im „Engelchen“ es macht. Erwähnenswert ist, daß in allerneuester Zeit der Weberaufstand wieder in einem Roman verwertet wurde, in Peter Kellers „Soldaten Merkurs“, Werden — Bestehen — Vergehen einer Firma, Leipzig 1915. Der Aufstand ist hier nur aus erzählungstechnischen Gründen in das Jahr 1848 verlegt; aber der Sturm auf das Schloß kommt vor, auch der kompromittierte Fabrikant.

Die wichtigste Unterlage für das „Engelchen“ sind aber die Berichte, die ein Augenzeuge des Aufstandes Dr. Leopold Schweitzer der „Vossischen Zeitung“ sandte. Alles Nähere darüber findet sich in dem Buche „Blüthe und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien“ von Dr. Alfred Zimmermann, Breslau 1885. Das Buch von Zimmermann gibt S. 339 ff. genauen Aufschluß über die Lage der Weber, über die Artikel, die Breslauer Zeitungen darüber brachten, das Weberlied, den Sturm auf Zwanzigers Fabrik, über die vorausgehenden Unruhen, die Wiederherstellung der Ruhe durch das Militär, die Haltung der Regierung usw. Der Artikel des Dr. Schweitzer haben sich in der Folge alle bedient, die auf den Aufstand zu sprechen kamen, Hauptmann, Treitschke, Ziegler, Zimmermann. Die Artikel erregten ungeheures Aufsehen und wurden von Prutz natürlich gelesen, umsomehr als die „Vossische Zeitung“ damals seiner gemäßigten politischen Richtung nahestand. In der „Vossi-

schen Zeitung" erschienen 1848 ja auch die Sitzungsberichte des konstitutionellen Klubs, wenn auch in schlechter Aufmachung, die natürlich nicht unbeabsichtigt war.

In den Schweitzer'schen Berichten sind genannt der Regierungskommissar Mathis, der Polizeirat Duncker, der Fabrikant Schlöffel, der Schulmeister Wander, Wurm, der Fabrikherr Zwanziger, der Referendar Stieber, der die aufsässigen Arbeiter beobachten soll u. a. Alle diese Personen sind von Prutz verwendet worden; dabei zog er sowohl die Fabrikanten Schlöffel und Zwanziger in eine Figur zusammen, wie die Mathis und Stieber, weil es für die epische Behandlung dienlicher war. Daß sich der Fabrikant Schlöffel der Polizei verdächtig machte, brachte den Dichter auf die Idee, auch seinen Fabrikherrn, der sich sonst als der harte Zwingherr Zwanziger darstellen mag, mit der Polizei in Konflikt kommen zu lassen; da der Roman wie der Aufstand im schlesischen Gebirge spielt, lag der Gedanke an Grenzschmuggel nahe. Die Szenen im Roman, da die Arbeiter im Aufruhr vor die Fabrik ziehen, um die Maschinen zu zerstören, entsprechen genau den wirklichen Begebenheiten, ebenso die Art, wie der Steuerbeamte Sandmoll seines Amtes waltet, der Schilderung von der rohen Rücksichtslosigkeit, mit der besonders die Beamten der Firmen hausten. Das Schicksal der Weberfamilie bei Prutz, die sich der Einführung von Maschinen widersetzt, und aus ihrem verschuldeten Häuschen nicht heraus will, ist das typische Schicksal aller schlesischen Weber. Auch Prutz läßt, wie es tatsächlich der Fall war, Truppen die Ordnung wiederherstellen. Auch das leidenschaftliche Weberlied, das die „Vossische Zeitung" besprach, „das Blutgericht" ist im „Engelchen" erwähnt und dürfte Prutz inspiriert haben. Dieses Lied war abgedruckt in H. Püttmanns „Deutschem Bürgerbuch für 1845", Darmstadt 1845. (Siehe auch Christian Petzet, „Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik", München 1903, S. 490.)

Schon das Vorausgehende berechtigt einigermaßen zu der Annahme, daß das „Engelchen", das Prutz ja selbst im 1. Bd., S. 427 eine „wahre Geschichte" nennt, ein Schlüsselroman ist; zur Gewißheit wird diese Annahme aber durch einige Erklärungen im Jahrgang 1848 der „Vossischen Zeitung". In Nr. 81, 1. Beilage vom 5. April findet sich eine Erklärung, von dem schon erwähnten Dr. W. Stieber: „Zur Rechtfertigung eines unschuldig Gekränkten". Hier heißt es: „ . . . Man verbreitet nämlich in Bezug auf diesen Auftrag (die Arbeiter zu beobachten) geflissentlich das Gerücht, daß ich damals Mitglied der Geheimen Polizei gewesen, daß ich mich unter falschem Namen in mehrere schle-

sische Familien, namentlich in die des Fabrikbesitzers Hr. Schlöffel eingeschlichen, insbesonders um dessen Tochter angehalten . . ." (Vgl. Bd. 2, S. 123) und weiter: „Herr Mathis wies mich daher an, unter dem Namen „Maler Schmidt" mit ihm zu korrespondieren. So kam ich in Hirschberg unter diesem Namen an, und wohnte ich unter solchem einige Tage im Gasthof „Zu den drei Bergen". (Vgl. „Denkwürdigkeiten des Geh. Regierungsrathes und Polizeidirectors Dr. Stieber" aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet von Dr. Leopold Auerbach, Berlin 1884, S. 6, S. 7 und weiter „Engelchen", Bd. 2, S. 130 ff.) Allerdings scheint aus dieser Erklärung hervorzugehen, daß Stieber in diesem Falle zum Teil zu Unrecht beschuldigt wurde. Denn er sagt ausdrücklich: „Mit den schlesischen Webern habe ich nie etwas zu schaffen gehabt. In der Untersuchung wegen der Weberunruhen war damals längst gerichtlich erkannt." Das kann richtig sein. Der Weberaufstand war 1844, die Verschwörung im Hirschberger Tal 1845. Prutz waren diese Erklärungen natürlich bekannt, er scheint sie aber nicht recht geglaubt zu haben und dann zog er mit poetischer Freiheit die beiden Begebenheiten im „Engelchen" in eine zusammen. Gegen diese Erklärung Stiebers in Nr. 81 wandte sich in Nr. 92, 1. Teil in scharfer Sprache eine gemeinsame Kundgebung von 43 Kammergerichtsreferendarien. Die weiteren Erklärungen Stiebers in Nr. 93 und Nr. 98 sprechen ebenfalls zu seinen Gunsten. In Nr. 98 heißt es unter der Spitzmarke „Dringende Erklärung": „ . . . ein Aufsatz, der gestern erschienenen Nationalzeitung, welcher die frechsten und schamlosesten Lügen gegen mich enthält, . . . stellt nämlich jetzt die Behauptung auf, . . . daß ich damals in alle Wirtshäuser des Hirschberger Thales gegangen, mit den Landleuten fraternisiert, das Gespräch auf politische Gegenstände gebracht, sie zu verdächtigen Worten verleitet und nachher verhaftet habe . . ." Es ist unzweifelhaft, daß die Artikel der „Vossischen" und der „Nationalzeitung" Quellen für Prutzens „Engelchen" sind. Ein Vergleich der obenangeführten Stellen mit dem „Engelchen" zeigt, daß Prutz sie fast ohne jede Änderung übernommen hat, Regierungsrat Lehfeldt ist der getreu porträtierte Stieber und zu allem Überfluß nennt er sich auch im „Engelchen" „Maler Schmidt". Über die interessante Persönlichkeit Stiebers, der damals so viel angegriffen wurde, und dessen ganzes Verhältnis zu den preußischen Behörden bezeichnend für die damaligen Zustände war, und somit den Prutz'schen Romanen Stoff zur Zeitschilderung bot, findet sich viel Bemerkenswertes in „Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frhrn. von

Manteuffel", herausgeg. von Heinrich v. Poschinger, Berlin 1901. Im 1. Bd., S. 328 ist ein Brief abgedruckt, worin der König bei Gelegenheit der Flucht Kinkels unter anderem an Manteuffel schreibt: „Dies hat mich auf einen Gedanken gebracht, den ich nicht gerade unter die lauteren classifiziren will. Nämlich den, ob Stieber nicht eine kostbare Persönlichkeit ist, das Gewebe der Befreiungsverschwörung zu entfalten und dem preußischen Publikum das lange und gerecht ersehnte Schauspiel eines aufgedeckten und (vor allem) bestraften Complotts zu geben?" Ebenda heißt es in Anmerkung XXX: „Stieber war bereits im Jahre 1844 im polizeilichen Kriminaldienst thätig; im Jahre 1845 leitete er das Vorgehen gegen die Verschwörung im Hirschberger Thal." 2. Bd., S. 326, 3. Bd., S. 112, 113. Man vergleiche die Charakteristik Herrn von Lehfeldts im 1. Bd. vom „Engelchen", S. 83, S. 88, „und du bist dem Herrn Minister seine rechte Hand", S. 89 ff. Am meisten Stoff findet man natürlich in den schon angeführten Stieber'schen Denkwürdigkeiten. Diese Denkwürdigkeiten wurden später als apokryph erklärt, begreiflicherweise bei den engen Beziehungen Stiebers zur Regierung und zu Friedrich Wilhelm IV., und bei den heiklen Aufträgen, die man ihm erteilt hatte. So heikel waren diese Aufträge oft, daß man sich sehr auf seine Diskretion verlassen mußte; man hatte ihm auch in der Hirschberger Angelegenheit „bei Ertheilung des Auftrages das unverbrüchlichste Geheimniß gegen Jedermann ohne irgend eine Beschränkung zur Pflicht gemacht." (Siehe „Denkwürdigkeiten", S. 10, S. 17, S. 95, 96, 97 ff., wo über das nicht gerade gewöhnliche Verhältnis des Königs zu Stieber, das der Opposition manchen Anlaß zum Angriff gab, allerlei gesagt ist.) Die Denkwürdigkeiten machen trotz der Unechterklärung gar nicht den Eindruck, als ob sie nicht authentisch wären. Z. B. ist S. 4 ff. übereinstimmend mit den anderen schon erwähnten Darstellungen „Die Verschwörung im Hirschberger Thal 1845" ausführlich geschildert. Hier heißt es: „Am folgenden Tage ließ sich Stieber vom Polizeipräsidium einen Paß auf den Namen des Landschaftsmalers Wilhelm Schmidt, der zur Uebung seiner Kunst nach Hirschberg und Umgebung reise, ausstellen." Und S. 5: „Stieber, welcher als Landschaftsmaler Schmidt auftrat." Auch die weitere Beschreibung von Stiebers Tätigkeit deckt sich vollkommen mit der Schilderung derjenigen des Malers Schmidt im „Engelchen". Stieber spielt somit in der Schlüsselerzählung eine sehr bedeutende Rolle, ganz gerecht ist er nicht gezeichnet, denn er war in gewissem Sinne selbst ein Opfer, handelte er doch, wie aus seinen eigenen und aus Manteuffels Denkwürdigkeiten hervorgeht, zwar vielfach

gegen den Willen der Regierung, aber im unmittelbaren Auftrag des Königs.

Wie der Dichter Personen verwendet, die im Aufstand eine Rolle gespielt haben, so verleiht er seinen Gestalten auch Züge von Bekannten oder im öffentlichen Interesse stehenden Personen, woraus zuweilen auch eine Art literarischer Schlüsselsatire entsteht. Die sympathische Figur des Professor Ferber ist wohl des Dichters Dank an alles, was er im Hause Wellmann empfangen, worüber er sich in der Vorrede zum „Musikantenthurm" in einer Widmung an Frau Charlotte Wellmann herzlich äußert. Die Baronin mit ihrer Bigotterie und ihrer Vorliebe für hübsche junge Männer ist eine büßende Magdalena nach dem Muster der Gräfin Hahn. Der Hofpoet Florus, der Verfasser von „Die getreuen Schotten", (1. Bd., S. 181), ist ebenso dick, talentlos, und Hofrat wie Raupach, über den Ludolf Wienbarg 1835 so belustigend geplaudert hatte; Florus schreibt sonst auch nur historische Stücke, Prutz läßt ihn in der Manier eines echten Höflings Studien zu einem sozialen Roman machen, weil es mal gegenwärtig modern sei, sich für das Volk in der Arbeit zu interessieren, weil alle Welt etwas Sociales lesen wolle. (1. Bd., S. 196, 2. Bd., S. 291 ff.) Das ist ein Hieb für Julian Schmidt.[1]) Erwähnenswert ist noch, daß Prutz in modernem, seiner Zeit vorauseilendem Fühlen die Poesie erkannte, die im sausenden Fabrikbetriebe liegt, und dafür im „Engelchen" an manchen Stellen, wie Dingelstedt in „Unter der Erde", Leipzig 1840 und Mundt in „Das Duett", Berlin 1831, tiefen poetischen, formschönen Ausdruck fand. Sonst mußte die Amerikanisierung ihn ja abstoßen, sowohl den Ästheten, wie den schollentreuen Ostpreußen, der sah, wieviel Volkskunst und Volkstum dadurch verloren ging. Es findet sich im „Musikantenthurm", S. 221 ff., 3. Bd. eine für Prutzens Anschauung bezeichnende Stelle: „Er stammte aus Amerika, dieser Menschenfreund, also aus dem Lande, wo man die meiste Freiheit, und die besten Gefängnisse, die meisten Millionäre und die besten Armenhäuser hat, wo von Fulton die Dampfmaschine und von Auburn das pennsylvanische System erfunden war."

*

Im gleichen Jahre wie das „Engelchen", erschien „Felix" (Leipzig 1851, 2 Teile). Dieses Buch ist einesteils fast im modernen Sinne

[1]) Siehe auch „Georg Herwegh und die Königlich preußischen Hofpoeten". Schaffhausen 1843, von Viktor Hermann. Es sei auch daran erinnert, daß Prutz wie Herwegh von den „Grenzboten" eine wenig wohlwollende Behandlung zu teil geworden war.

eine Art erotischer Entwicklungsroman, stark beeinflußt von jungdeutschen Romanen, andernteils eine gelungene Satire auf die politischen Klubs des Vormärzes. In der Vorrede zum „Musikantenthurm“ nennt Prutz selbst den „Felix“ „das leichte lustige Buch, das sich wie eine bunte Arabeske um die Leiden und Thorheiten unserer letzten Jahre zu schlingen sucht.“ Prutz war Sprecher des demokratisch konstitutionellen Klubs in Berlin von Anfang Juni bis Juli 1848, und laut „Vossischer Zeitung“ vom 17. April Redakteur der „Constitutionellen Clubzeitung“. Er hatte während der fast täglichen Sitzungen die unfruchtbaren Redeschlachten, kleinlichen Streitereien, Phrasendreschereien, hochtrabenden Entschließungen, wie sie schon dem Liberalismus des Vormärzes und des Nachmärzes eigen waren, mit anzuhören. (Siehe „Vossische Zeitung“ 1848, Nr. 90, 96, 97, 104, 111, 160. — Prutz „Neuspanische Romanzen.“) Wenn er sich von seinem Präsidentensitze aus die kleinen Söhne einer großen Idee, die da vor ihrem Bierkrug wichtig taten, besah, mag wohl der Gedanke in ihm aufgetaucht sein, dieses Treiben zum Gegenstand einer Satire zu machen. In der Sitzung vom 11. Juli 1848 hatte er dem Bericht in der „Vossischen Zeitung“ zufolge gewarnt, „daß man nicht von unserer Zeit sagen müsse, der große Moment habe ein kleines Geschlecht gefunden.“ Der große Moment fand wirklich ein kleines Geschlecht. Dem entsprach auch der scharfe Spott, mit dem Prutz dieses Geschlecht begoß. Von beißender Ironie, wie sie ähnlich auch Laube in seinen Reisenovellen pflegte, ist z. B. die Beschreibung der Fahne des Klubs, 1. Bd., S. 30. „Die Umschrift — ähnlich lauteten alle Wahlsprüche der politischen Klubs — lautete: Alles für das Volk, Alles durch das Volk! und darunter der Namenszug des regierenden Fürsten.“ In dem Manifest, das Georg Herwegh im Namen der deutschen Freiheitsarmee von Straßburg aus 1848 erließ, hieß es am Schlusse auch: „Alles für, Alles durch das Volk!“ (Vossische Zeitung“ Nr. 86, vom 11. April 1848). Prutz hat also seinen besten Freund Herwegh mit gutmütigem Spott hier ein ganz klein wenig aufgezogen. Sehr bös ist auch die Stelle: „ich soll Ihnen einen Prolog schreiben, so eine declamirende Germania etwa, mit schwarz-roth-goldenen Drapperien, oder einen Genius der Freiheit in fleischfarbenen Tricots, der zum Schluß ein bengalisches Feuer anzündet?“ (Bd. 2, S. 188). Einen sonderlichen Respekt scheint der doch gewiß ehrliche Demokrat Prutz vor dem damaligen Parlamentarismus, „den fünfhundertvierunddreißig Berühmtheiten, welche zu ihrer Zeit die Bänke der Paulskirche geschmückt haben“, auch nicht gerade gehabt zu haben. (1. Bd., S. 178.) Man

beachte weiter 1. Bd., S. 38 ff., die Erdarbeiter und Tagelöhner als Ehrenmitglieder des Clubs, die „Bürgerpflicht in Debattiren, Petitioniren und Concludiren", nirgend ward so gut gesprochen (nicht einmal in Frankfurt), womit aber das Frankfurt von 1848 gemeint ist. Man ist nicht wenig versucht, beim Lesen des „Felix" an Dingelstedts seltenen komischen Roman „Die neuen Argonauten", Fulda 1839 zu denken. Dort findet sich auch die behaglich vergnügliche Verspottung der Pfahlbürger, der Politiker, der freiheitlichen Phrasendrescherei. S. 89 heißt es hier: „Wer braucht zu reiten, wenn das deutsche Volk zu Fuß sein Recht verfolgt?" S. 90, „Freiheit, Gleichheit, Rauchen auf der Straße, kein Pflastergeld mehr!" In diese Richtung gehören auch der bei Dingelstedt geschilderte kleine Putsch, die Verfolgung der Demokraten, S. 235 der Hieb auf Immermanns „Epigonen", S. 243 auf das junge Deutschland. Die Art wie sich Prutz über die deutschen „Freiheitshelden" im „Felix" lustig machte, ist ungefähr die ja einseitige aber sehr vergnügliche Weise, wie es Gutzkow gelegentlich, so in seinen „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur", Stuttgart 1839, S. 107 ff., über Jahn tat. Was Prutz über die Klubs sagte, das bestätigte ihm eine kluge und von ihm hoch geschätzte Frau, Emma Herwegh. Durch sie mag Prutz die erste Anregung zu seinem „Felix" empfangen haben. In einem Briefe an ihren Gatten vom 10. November 1847 („Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut", 2. Aufl., Stuttgart 1906, S. 134) also wenige Monate, bevor Prutz nach Berlin ging, spricht sie sich höchst abfällig über die Klubs aus. Sie gebraucht wie Prutz den Ausdruck Claqueurs, denen nur darum zu tun sei, „schön gesprochen zu haben", was auch Prutz im „Felix" u. a. im 1. Bd., S. 196 hervorhebt. Ebenda kennzeichnet Prutz das Treiben folgendermaßen: „ein wenig pomphaft, ein wenig zu sehr ans Gefühl gerichtet: aber das eben liebt der Philister . . ." Im weiteren Verlauf des Briefes äußert Emma Herwegh, daß sie nach Stettin fahren werde, um Prutz zu besuchen. Aus einem späteren Brief vom 25. November 1847 zu schließen, hat sie mit dem Dichter dort eine sehr angeregte Unterhaltung geführt, besonders über politische Dinge. Es ist leicht anzunehmen, daß sie dabei auch auf ihre Berliner Erfahrungen zu sprechen kam und das Urteil über die Klubs wiederholte. Einschlägig ist hier auch die Stelle aus einem anderen Brief: „All' diese Klubs taugen den Teufel . . ." „Briefe von und an Georg Herwegh", München 1896, S. 50. Man muß bedenken, daß Prutz neben dem Politiker ein feinfühliger Poet war, den das laute, wenig ehrliche und ersprießliche Treiben abstoßen mußte.

Wie er sich in dieser Beziehung Goethe geistesverwandt fühlte, beweist seine Goethebiographie, in der er psychologisch fein darstellt, wie Goethe zur Revolution sich stellte; die einzelnen Züge sind außerordentlich gut beobachtet. Der Held des „Felix“ ist ein junger Dichter, treibt Umsturzpolitik und kehrt, da er nur Enttäuschungen erlebt, zur Poesie zurück. Man braucht nur Titel und Erscheinungsjahre der Prutzschen Werke zu lesen und in Erwägung zu ziehen, daß Prutz damals mit der Gründung des „Deutschen Museums“ sich erneut rein literarischer und poetischer Arbeit ergab, um einzusehen, daß Felix Prutz selbst ist. Von der bitteren Enttäuschung zeugt die Stelle: „unsere Historie spielt in jenem glorreichen Sommer Achtundvierzig, in welchem uns so Vieles zu Wasser und nicht blos zu Wasser, sondern zu noch viel Schlimmerem, zu Blut und Thränen geworden ist.“ (1. Bd., S. 11). Und bittere Galle gar ist das Wort von den Deutschen als den „Proletariern der Weltgeschichte“. (Bd. 2, S. 71.)

Das Interessanteste aber an diesem Roman ist, daß auch er ein Schlüsselroman, eine „sensationelle Schlüsselgeschichte à la Luise Mühlbach“ ist. In dem schon erwähnten Pamphlet „Der große Pascha von Halle“, an das eine Erinnerung im „Felix“ 1. Bd., S. 221 auftaucht, wird Prutz zum Vorwurf gemacht, daß er bekannte Persönlichkeiten geschildert habe, „sodaß sie ein Blinder erkennen kann“; daß er schildere „die Ehe des Geheimrates Haberland, der noch zum Ueberfluß os academicum genannt wird.“ („Felix“, 1. Bd., S. 431, 2. Bd., S. 337, das 13. Kap. 2. Buch, S. 391 ff. ist Os academicum überschrieben). Nun ist im 14. Kap., 2. Bd., 3. Buch, und im zweiten Buch der Geheime Rat im Kultusministerium Haberland mit so liebevoller Charakteristik gezeichnet, daß man sofort an eine förmliche Porträtierung denkt. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich als das Urbild den Geheimrat A. von Ladenberg ansehe, der Prutz gegenüber den Schutzengel spielte, wie der Geheimrat des Romans für den Dichter des Romans. Auch Gutzkow hatte in die „Ritter vom Geiste“ bekannte Persönlichkeiten eingeflochten. Sollte Prutz aber in der berüchtigten Art, wie es später in »Eritis sicut Deus« geschah, neben den Vorgängen bei Erlangung der Hallenser Professur tatsächlich auch intime Familienverhältnisse seines Gönners für den Roman verwendet haben, so wäre das nach landläufigen, modernen, literarischen Begriffen ja angängig, im besonderen Falle aber gar nicht sympathisch. Der in diesem Punkte nicht schlecht unterrichtete Julian Schmidt sagt über »Eritis sicut Deus«, diese literarische Sensation der damaligen Zeit im 3. Bd.

seiner „Geschichte der deutschen Literatur“, S. 328: „Die Mehrzahl der Figuren sind Porträts, zum Theil von wissenschaftlichen Notabilitäten; es sind aus ihrem wissenschaftlichen, politischen, ja selbst aus ihrem Familienleben einzelne Züge angeführt, die sie ihren Bekannten augenblicklich kenntlich machen müssen . . .“ Der Aristokrat Florentin im „Felix“, der den Demokraten spielt, ist ebenso wie Theobald in der „Schwägerin“ ein guter Bekannter aus den jungdeutschen Werken. Dieser Name mit romantischem Klang war damals für Romanhelden beliebt, Laube gebraucht ihn z. B. in seinen Reisenovellen auch für eine ähnlich geartete Gestalt. Die Zeitungsgründung des ministeriellen Blattes (1. Bd., S. 451, 2. Bd., S. 152) ist die Erinnerung an den gleichen Fall des Berliner Journalisten Gustav Julius. Siehe darüber „Neue Schriften“ von Robert Prutz 1854, 2. Bd., S. 151 ff. Einmal wirft Prutz auch ein Streiflicht auf die europäische Politik, indem er treffend und hübsch die politische Lage, und die Ängste des Spießers also kennzeichnet, 1. Bd., S. 300: „Der Kaiser von Rußland soll einen Kurier expediert haben, weiß Gott, einen Kurier — o, wir werden Dinge erleben!“

Kleine harmlose literarische Satire, die den Romantikern vermeint ist, findet sich auf S. 10, 1. Bd. in dem Vers: wo die Brunnen verschlafen rauschen in der prächtigen Sommernacht.

„Engelchen“ und „Felix“ als Ganzes stehen etwa in diesem Verhältnis. Im „Engelchen“ verficht Prutz die wahre Demokratie, im „Felix“ macht er sich über die falsche, halbe Demokratie lustig.

*

Prutzens nächster Roman „Der Musikantenthurm“, Leipzig 1855, 3 Teile, ist in der schlimmsten Zeit seines Hallenser Aufenthalts geschrieben und darum sehr düster in Stimmung und Zeichnung. Pate standen in erster Linie Gutzkows Werke, was die allgemeine Richtung, die Diktion, die Umwelt angeht. Auch eine Erinnerung an die Beckschen Elendsdichtungen findet sich wieder. Der alte Geigenfritz, der mit seinem Enkelkind Flora, einer Art demi-vierge, bettelnd umherzieht, ähnelt auffallend dem Bettelmusikanten im „Wilden Viertel“ von Beck mit seinem schönen leichtsinnigen Töchterlein. Die Anregung von Dickens' „Raritätenkabinett“ habe ich schon erwähnt. Im englischen Roman richtet der Großvater alles zu Grunde durch seine Spielwut, das englische Nationallaster. Es ist nicht ohne nationale und politische Bedeutung, wenn Prutz den Geigenfritz durch das deutsche Laster der Trunksucht verderben läßt. In dem „uneigennützigen“ Verleger Theobald

(2. Bd., S. 221 ff.) scheint der bekannte Agent Michaelson karikiert zu sein, der sich einbildete, zu der Literatur Beziehungen zu haben und deshalb oft der, wie Julius Grosse in „Ursachen und Wirkungen“ S. 105 sagt, „köstlichen Gabe des Dichters mit zwei satirischen Strichen eine Persönlichkeit zu zeichnen“, willkommenen Anlaß zum Spotte gab.

Wieder werden moderne soziale Probleme berührt, so 2. Bd., S. 15 Geburtenprämien, S. 200 Beamtenrecht — und Entlohnung („das ist . . . ein ganz unterschiedloses Bekommen, die fleißigen Stunden werden so gut bezahlt wie die faulen, der schlafende Regierungsrath ist dem Staate ebenso theuer . . . als der wache, der schreibende wie der spazierengehende“), S. 267 der Drang der Arbeiterschaft nach Bildung, nach Vertiefung. („Die vornehmen Herrschaften . . . meinen immer, wir gemeinen Menschen, die wir von unserer Hände Arbeit leben müssen, wären nur so eine Art Lastthier und machten unsere Arbeit wie das Thier, ohne etwas dabei zu denken oder zu empfinden. Aber mitunter stellen die Gedanken sich doch ein . . .“).

Bemerkenswert ist, daß Prutz im „Musikantenthurm“ wie in der ein Jahr darauf erschienenen „Helene“ (ein Frauenleben, Roman 3 Bde., Prag und Leipzig 1856) nach dem Muster der Franzosen Generationen zu schildern versucht.

⋆

In dem politisch weniger belasteten Roman „Helene“ ist u. a. die Beziehung Ehe und Schriftstellerei gestreift. Auf S. 10, 1. Bd. heißt es, es sei „kein günstiges Zeichen für das Glück unserer Ehen und den Frieden unseres häuslichen Lebens, daß jetzt so viele Frauen zur Feder greifen.“ Von sozialer wie gesellschaftlicher Bedeutung ist auch eine andere Frage, die aufgegriffen wird, all die erdrückende, erstickende Enge im kleinen Beamtenhaushalt, wo alles am Schnürchen gehen soll, und ein Pedant Hausvater ist, der Mann nach der Uhr. Da lebt nun ein begabtes, munteres Kind, nur geduldet, bei unwirschen Pflegeeltern. So kommt der Dichter wieder auf eine soziale Frage zu sprechen, auf das Los der Kinder, die, mutterlos und heimatberaubt, im fremden Hause von einem Winkel in den anderen gestoßen werden, die nicht lachen, singen, und nicht spielen dürfen. Da fragt der Pflegevater (1. Bd., S. 64), „welch' Glück das sei, die Füße unter fremder Leute Tisch stecken zu dürfen, und was wohl aus mir geworden wäre und wovon ich heut satt zu werden gedächte, wenn er sich nicht meiner erbarmt hätte, und hätte mir diese warme kräftige Suppe vorgesetzt . . .“. Der Dichter weint mit diesen Kindern, „um die sich eigentlich Niemand

kümmert, die keine Brust haben, an die sie sich flüchten, kein Ohr, in das sie ihre kleinen thörichten Einfälle niederlegen können — Kinder, mit einem Wort, die selbst nicht wissen, wohin mit sich, und die daher ganz folgerecht auch Jedermann im Wege sind." (1. Bd., S. 73). Im 2. Bd., S. 142 ff. handelt das 4. Kap. über Gouvernanten und ist auch so benannt; das ist der soziale Kern des Buches. Prutz nennt es einen Frevel, „einen gegen das junge Mädchen, das man als Lehrerin, und den zweiten gegen die unglücklichen Kinder, die man als Schülerinnen der unfähigen Lehrerin hinopfert — daß man jetzt so viel junge Mädchen zu Gouvernanten bestimmt, einerlei ob sie Beruf und Neigung dazu haben oder nicht." Er spricht vom Dornenpfad der Erzieherin, es sei nicht abgemacht mit dem bischen stümperhaften Französisch oder Englisch, dem bischen Klavierspielen. Von der Stellung als Gesellschaftsfräulein heißt es, da fehle es nicht an Gelegenheit, sich in der Tugend der Demut zu üben. (2. Bd., S. 207). Das ist eine Art der alleinstehenden, einen Beruf übenden Frau; eine andere Art ist die freie Künstlerin, über deren Elend in dem Kapitel „Künstlerleben" allerlei gesagt ist. (3. Bd., S. 34 ff.)

*

Des Dichters letzter Roman, ja letzte Prosadichtung überhaupt, ist „Oberndorf" (Leipzig 1862, 3 Teile. Der erste Teil erschienen im Koberschen Album, Prag 1857. Drei Kapitel zuerst abgedruckt „Deutsches Museum" 1862, 1. Teil, S. 569 ff). In der Ankündigung der Buchhandlung und in einer Anzeige im „Deutschen Museum" 1856, 2. Teil, S. 671 war der Roman ursprünglich „Der Weg zum Ruhme" genannt worden, daher mag es kommen, daß einige Male unter den Prutzschen Prosawerken auch ein Roman „Der Weg zum Ruhme" neben „Oberndorf" irrtümlich aufgeführt ist. Krankheit verhinderte die Vollendung der Arbeit, bis der Aufenthalt im stillen Dörfchen Grabow bei Stettin dem Dichter Ruhe und Schaffenskraft wieder gab. (Zu beachten sind die verschiedenen Erklärungen im „Deutschen Museum" 1857, 1. Teil, S. 959). Wenn Prutz seinen Helden in „Oberndorf" in ländlicher Einsamkeit sich vor der Welt verbergen, „untertauchen" läßt, fühlt man den heißen Wunsch des Dichters heraus, selbst aus dem öffentlichen Leben zu verschwinden, „unterzutauchen". Dieser beschauliche Aufenthalt war geeignet, alte Jugenderinnerungen wieder erstehen zu lassen; darum finden sich in diesem Roman reiche Nachklänge aus des Dichters ungebundenen Universitätsjahren und -Freundschaften, seinen Reisen, seinen Ausweisungen und Maßregelungen, seinen Enttäuschungen und

kleinen Freuden. Interessant ist, daß Prutz selbst in einem rein literarhistorischen Werk, wie es seine laut Vorrede ebenfalls in Grabow vollendete Monographie Holbergs ist, sich einen gelegentlichen Hieb auf Hallenser Erfahrungen nicht versagen konnte, ein Beweis seiner damaligen tiefen Erbitterung. Siehe am angegebenen Orte, S. 165 die sehr persönlich gemeinte Stelle, „denn nicht blos von pedantischen Collegen und Nebenbuhlern", welche „die Ehre unserer Facultät durch Holbergs Dichtungen beeinträchtigt glaubten". Weiter S. 180 „— also tout comme chez nous." Wenn er von dem kleinen Büchlein politischer Gedichte spricht (2. Teil, S. 138), das auf dem Arbeitskorb der Komtesse liegt, wer denkt da nicht sofort an seine eigenen, zierlich gebundenen „Neuen Gedichte".

Eine Art sozialer, literarischer Satire findet sich auch in diesem Roman wieder in der Nachahmung der Schilderung sentimentaler Verhältnisse zwischen ältlichen Komtessen und devoten Hausgeistlichen, wie sie verschiedene Gartenlaube-Schriftstellerinnen liebten. Das ideale Bündnis, das die beiden Freunde am Ende schließen, um ihren Arbeitern Brot und Bildung zu geben (3. Teil, S. 240 ff.), ist ein Feuerbachischer Zukunftstraum. Es muß hervorgehoben werden, daß „Oberndorf" sehr erheblich an die Fabel von „Neues Leben", (Mannheim 1851) von Berthold Auerbach erinnert, besonders an dessen ersten Band. Der Namenstausch des verfolgten Demokraten mit einem Freund, der ins Ausland geht, die Annahme einer Lehrerstelle unter falschem Namen sind sofort auffallende Ähnlichkeiten. „Neues Leben" hat Prutz selbst im „Deutschen Museum", 1852, 1. Teil, S. 70 ff. besprochen. Nicht ganz ohne Einfluß waren auch „Gustav Kombsts „Erinnerungen aus meinem Leben" (1848) auf die Irrfahrten des Prutzschen Helden. Prutz sagt selbst, daß er das Buch oft gelesen. („Blätter für literarische Unterhaltung" 1849, S. 521 ff. — „Deutsches Museum" 1858, 2. Teil, S. 811).

Wie im 1. Bd., S. 59, im 3. Bd., S. 141 angegeben, spielt der Roman in den Jahren unmittelbar vor der Revolution 1848; so werden in ihm denn auch soziale Verhältnisse erörtert, die zur Unzufriedenheit Anlaß gaben. Am Beispiel des armen Landpfarrers und noch ärmeren Küsters wird der damalige Jammer der Beamteten mit kärglichstem Gehalt gezeigt, am Beispiel ihrer Witwen und Waisen die empörende Art der Armenversorgung auf dem Lande, die Herzlosigkeit der geldklotzigen Bauern, hier der Vertreter des Besitzes. (3.—5. Kap., 1. Bd.) Die Lage der Bedienten adeliger Herrschaften, die oft nicht weit von Leib-

eigenschaft entfernt war, wird im 3. Bd. auseinandergesetzt. Was hat der Graf aus mir gemacht, heißt es da S. 9: „Einen armseligen Bedienten, einen Menschen ohne eigenen Willen und Gedanken, eine wandelnde Maschine". S. 11: „Nicht wahr, sein Leibeigener bin ich nicht?" Und S. 21: „Dienstherr, thörichtes Wort! Wo von einer Dienstherrschaft die Rede ist, da ist auch ein Vertrag; ich aber bin des Burschen Herr — versteht Ihr, was das heißt?" Die Folie bildet das frivole Treiben der adeligen Herren, S. 46 ff. Wieder werden auch die Spießbürger verhöhnt, die für Freiheit und Vaterland den Mund voll nehmen (1. Bd., S. 77), „es waren echte Deutsche, diese querulirenden Bürger" (S. 79); auf die Finanzleute fällt ein Hieb: „wer Lust hat zu arbeiten, (als z. B. Coupons abschneiden oder in Actien speculiren, nicht wahr, meine Herren Rentenbesitzer?)" (S. 96), der Bürgermeister wird als Gesinnungslump charakterisiert (S. 176 ff.); im 2. Bd., S. 35 ff. ist von Grundrecht und Bodenstreit die Rede, von scharfem Kirchenregiment S. 121, von überflüssigen Zeitungen und schlechten Politikern, von oppositionell angehauchten jungen Damen, S. 137 ff. Wieder haben wir die schöne Gräfin aus dem jungen Deutschland, die für Volk und Freiheit schwärmt, während der Bräutigam für Tron und Altar Partei nimmt; beides ist Prutz eine „beliebte Redensart", wie man zwischen den Zeilen lesen kann. (S. 246.) „Oberndorf" endet ganz ähnlich wie „Das Engelchen" mit einem Aufstand. Truppen stellen die Ordnung wieder her; in Kampfgetümmel und Not finden sich auch hier die Liebenden. Eines gewinnt für die Beurteilung Prutzens Bedeutung; der junge, geächtete und landesverwiesene Freiheitsdichter, der seine politische Überzeugung kühn verfochten, in dem Prutz sich selbst schilderte, tritt mit der Waffe in der Hand dem unter der roten Fahne anrückenden, fanatisierten Pöbel entgegen. Gesetz gilt ihm vor Plünderung und Rechtlosigkeit, Ritterlichkeit vor Roheit, eigene klare Erkenntnis vor dem Geschrei der Gasse, die Heimat vor der Fremde. Prutz verwünscht den Ausdruck „die niederen Klassen". Als soziales Ziel stellt er auf: Den Arbeitern Brot zu geben, sie durch Beispiel und Lehre zu freien und tüchtigen Menschen heranzubilden.

*

Die Novelle „Die Schwägerin" hat keine besonders charakteristische Stellung unter den Prosaschriften; neu ist, daß aus ihr hervorgeht, daß der Dichter im allgemeinen die Offiziere nicht leiden konnte. Diese in der damaligen Zeit erklärliche Abneigung äußert sich auch in „Dichter und Krieger", „Kleine Schriften", 2. Bd., S. 254 ff. und mag noch

dadurch bestärkt worden sein, daß besonders das Stettiner Regiment bei den Berliner Unruhen am schärfsten vorging. [1])

Sehr bemerkenswert ist „Der Heizer vom Aetna" („Kleine Schriften", 2. Bd., 1847), zweifellos veranlaßt durch Freiligraths bekanntes, den gleichen Stoff behandelndes Gedicht, „Von unten auf!" aus Ça ira. Diese Erzählung in ihrer klassischen Geschlossenheit, kraftvollen, spannenden Darstellung und sozialen Tendenz zeigt Prutz als glänzenden Novellisten. In der Erzählung ist wie im Gedicht vor allem der Gegensatz herausgearbeitet zwischen der lichten, freundlichen, wohlbehaglich bürgerlichen Welt auf dem Verdeck des Dampfers und dem dunklen, rußigen, beschwerlichen Proletarierdasein im Maschinenraum. Wie eine Drohung taucht der Heizer aus einer Luke auf.

★

Was der Dramatiker Prutz zum Teil vermissen läßt, zeigt der Romanschreiber, eine kräftige Charakteristik der Gestalten, oft psychologisch fein durchdacht. Es ist gewiß von Belang, daß gerade dieser Vorzug der Prutz'schen Romane in fremdsprachlichen Werken besonders betont wird.[2]) Dabei liebt Prutz wie die Franzosen komplizierte, ja pathologische Charaktere. Das zeigt sich schon daran, daß er in „Menschen und Bücher" Persönlichkeiten wie Bahrdt und Laukhardt, die mit einer gewissen Vorliebe auch in jüngster Zeit wieder behandelt wurden, bevorzugt; das zeigt sich noch mehr an einer Reihe geistig anormaler Gestalten, wie sie fast in jedem seiner Romane vorkommen; so der tolle Heiner im „Engelchen", Rudolf, der alte Mann im „Musikantenthurm", Graf Hubert in „Oberndorf". Die düstere Schwermut des Vaters und dessen vorzeitiges Ende waren unauslöschlich in seinem Gedächtnis haften geblieben. („Briefe von und an Georg Herwegh", München 1896, S. 52. — Nachruf auf Prutz. „Deutsche Warte", Leipzig 1872, S. 322.)

Bei dem Dichter, der selbst seinen Geist zerrüttet fühlte und gequält, fanden die naturalistischen Schilderungen der Franzosen, ihre brutale, aber treffende Psychologie viel Verständnis. Mitunter dilettiert er

---

[1]) Siehe darüber: „Vossische Zeitung" 1848. — „Musikantenthurm", 1. Bd. S. 261. — Vgl. weiter den Dank des Königs an das 1. Bataillon des Kaiser Alexander-Grenadier-Regiments vom 9. Mai 1849 für die Unterdrückung der Dresdener Unruhen. „Friedrich Wilhelm IV. Reden", Berlin 1861. S. 71. — Gutzkows witzige Charakterisierung Eugens von Zastrow, aggregirten Seconde-Lieutenants beim Garde-Cuirassier-Regiment Prinzessin mit gelben Aufschlägen in „Aus der Zeit und dem Leben" Leipzig 1844.

[2]) „La Grande Encyclopédie", 27. S. 882. „La psychologie des caractères est d'un homme qui connait les hommes et la vie." E. Bailly.

geradezu in medizinisch-psychologischen Grenzfragen. So ist im „Musikantenthurm“ die Liebe des Blinden ein auch von den Modernen viel behandeltes Problem; der „alte Mann“ könnte im Gehirn eines Meyrink entstanden sein. Besonders das Vererbungsproblem ist es, das den Dichter wie später Jordan reizte. Das interessanteste Beispiel hierfür findet sich im „Engelchen“. Darum ist Julian krank und schwächlich, weil er geboren „aus Umarmungen, bei deren bloßem Andenken mein Blut zu Eis erstarrt“, wie es im Testament seiner Mutter 3. Bd., S. 280 heißt, weil er geboren aus schändlich erschlichenen, aus erzwungenen Umarmungen. Die literarische Behandlung des Problems der erzwungenen Umarmung war übrigens nicht ohne Beispiel; man vergleiche den Roman „Der Dualist“ von Ida Frick, 2 Bde., Leipzig 1841, angezeigt „Deutsche Jahrbücher“ 1842, 1. Bd., S. 91.

Ein fast sensationelles Thema ist also hier zu Grunde gelegt, eine Frage hoch aktuell für die Psychiater, gern behandelt von modernen Literaten.

Wahrhaftig der alte Prutz braucht sich vor den Modernsten unserer Modernen nicht zu verstecken, wenigstens soweit Originalität den Dichter macht, und nicht Tiefe, in der er vielen gepriesenen Literaten der Gegenwart weit voraus ist.

*

Es ist von eigenem Reiz, in einem alten, verstaubten Erzählungsbuch zu lesen, Stil, Sprache, den Aufbau der Handlung, all die Zusammenhänge zu verfolgen und so das Können einer vergangenen Zeit zu erforschen und zu messen. Robert Prutz ist als Romandichter kein Umwälzer, oder Entdecker auf künstlerischen Pfaden, wenn auch sein „Engelchen“ eine einsame Leistung war. Unter seinen Zeitgenossen hält er eine achtbare literarische Höhe, aber er spricht ihre Sprache, das Handwerk des Schreibens übt er wie sie, so altmodisch, überlegt und etwas gekünstelt; manches von Altvätergeschmack läßt uns Neunmalweise von heute staunen und leise lächeln. Das rechte Bild von Prutzens Romanen kann man schließlich nur bekommen, wenn man ihnen auch in rein künstlerischem Sinne einige Betrachtung widmet. Das soll im Rahmen dieser Arbeit zum Schlusse noch geschehen; dabei wird vieles, was über den einzelnen Roman zu sagen ist, für alle Geltung haben.

„Das Engelchen“ ist jedenfalls ein ganz wirksamer Titel, er ist kurz und bleibt haften. Daß das Werk, wie aus der Vorrede zu sehen ist, jahrelang liegen blieb, erklärt matte Stellen und manchen losen Zu-

sammenhang. Wäre der Roman in einem Zug geschrieben, dann wäre er sprachlich und erzählungstechnisch mehr aus einem Guß. Die Überschriften der Stücke sind ganz in dem von den Engländern beeinflußten Geschmack der Zeit gehalten, der geheimnisvolle Andeutungen, bildhafte Gegensätze liebte, also „Das düstre Haus", „Der Lauscher", „Taube und Schlange", „Mine und Gegenmine", „Herr und Diener", „Sarg und Wiege". Es ist nicht versucht, das die Stücke Trennende, den Beginn einer neuer Entwicklung so sehr zu bezeichnen, als in einer sinnbildlichen Vorstellung eine zusammenfassende Deutung des Inhalts zu geben, und den Leser Rätsel raten zu lassen. Da heißt es „Tischgespräche", „Feierabendgedanken", „Diplomatische Verständigungen", „Dämmerstunde", „Enthüllungen", „Das offene Geheimnis" usw.

Der Roman beginnt mit einer fast photographisch anmutenden Schilderung der Gegend; das ist Zeitgeschmack, oder Ungeschmack, so gut wie das doch für uns schwer erträgliche pedantische „Es war im Hochsommer, ein Sonnabend Nachmittag"; die Bestimmung des Wochentags ist durch die Handlung nicht im geringsten bedingt. Die Absicht, schon zu Beginn düstere Stimmung zu wecken, zeigt sich in der Wahl der Überschrift des ersten Kapitels „Unter der Galgenfichte"; der Baum gab der Gegend grausigen Charakter und machte sie verrufen. In der Beschreibung der Landschaft beweist Prutz seine Liebe zur Natur, zum deutschen Wald und allen seinen Geschöpfen. Ganz veraltet sind Wendungen etwa wie „Es ist eine wahre Geschichte, eine Geschichte aus dem Volk, die wir hier erzählen: und so dürfen wir uns keine Ausschmückung oder Auslassung gestatten. . . . .", oder das für die Erzählungsweise einer Epoche bezeichnende „In diesem Augenblick tönte eine Stimme an sein Ohr." Es folgt ein —, dann: Zweites Kapitel. „Eine Störung." Kraft und Feinheit zugleich ist die Schilderung der Charaktere, davon sind der Fabrikant in seiner Unerbittlichkeit, der unglückliche Meister, der Justizrat, Leonhardt, der Prediger, Angelica ansehnliche Proben; das Können des Dichters wuchs mit der schwierigeren Aufgabe, an pathologischen, kriminalistisch merkwürdigen Gestalten, wie Konrad, der tolle Heiner, Diebslore; „die Freude an der Häßlichkeit", die bei der Figur z. B. des Sandmoll zu Tage tritt, ist schon naturalistische Betrachtungsweise, wie überhaupt dieser soziale oder Industrieroman leicht als Vorläufer des Naturalismus angesehen werden kann, dem einzelne Kapitel wie „Feierabendgedanken", „Das Fabrikdorf", „In der Schenke", „Messieurs, faites votre jeu, rien ne va plus", mit die stärksten Stücke des Buches, durchaus angehören. Mit Feuer,

mit all der glühenden Herzlichkeit, deren der echte Dichter fähig ist, tritt Prutz für die vom Leben Enterbten ein (Vergl. 1. Bd., S. 129 ff.); da findet er starke Worte und Bilder und prägt manchen Satz, der wie ein Schrei ist; er beklagt die „halberwachsenen Dirnen", die „den armen unreifen Leib feilbieten um eine Scheidemünze, ja nur um ein Glas Branntwein . . .", die Proletarier, die man „blind, dumm, taub erhalten", weil sie so „besser dienen und weil blinde Pferde am Besten in das Tretrad taugen." Aufpeitschend wie ein Ruf zum Aufstand ist folgende Stelle: „die trifft mein Fluch, die Dich beschwatzt haben und hinweggelockt von meiner ehrlichen Armuth an die große Schlachtbank, wo die Maschinen rasseln und die Öfen geheizt werden mit dem Mark unserer Söhne und Töchter!" (1. Bd., S. 387.) Die Wirkung des Gegensatzes wird wohl genützt, auf eine lärmende Begebenheit in der Schänke folgt eine unheimlich stille einsame Szene im düsteren Hause, am Schluß gellen in das prunkvolle Fest die ersten Schreie der Revolution, die Ereignisse jagen sich, beflügelt wird des Dichters Sprache, gewinnt an Schwung und Macht, das Ende ist Rasen, Aufbäumen. Spannung kam in die Handlung durch die Erwartung auf die Öffnung des entscheidenden Testaments, durch die Setzung der näher und näher rückenden Frist ist die Spannung geschickt gesteigert.

Die Fabel gliedert sich in zwei Teile; sie kann trotz reichem Beiwerk und großer Personenzahl leicht und kurz in ihrem Grunde erfaßt werden. Es wird das Schicksal einer armen schlesischen Weberfamilie erzählt, die vergeblich gegen die Erdrückung durch den modernen maschinellen Betrieb ankämpft, der vertreten und versinnbildet ist durch den Kreis des mächtigen, stahlharten Industriellen. Schauplatz und Begebenheit weiten sich und werden zum Zeitbilde. Der Fabrikant hat einst des Webers erfindungsreiche Pläne gestohlen und ist so durch fremdes Werk reich und groß geworden. Die Schuld wandelt sich in Versöhnung. Reinhold, des Webers Sohn, dem Sinne nach, wenn auch nicht dem Blute, und Angelica, die reine lichte Gestalt, des Fabrikanten Tochter, das Engelchen, lieben und finden sich, auf ihrer Häuser Trümmern.

„Felix", der zweite Roman, schon der Name deutet es an, ist ein freieres, frohbeschwingtes, geselliges Buch. Die Kapitelüberschriften sind heiter gefärbt, da heißt es „Die Hinterwäldler", „Beim Wein", „Das Teufelchen", „Wozu der Kaiser von Rußland gut ist", und ähnliches. In einer vergnüglichen, gemütlich schnurrigen Art sind große Teile des Buches geschrieben; der Verfasser unterhält sich vertraut mit dem Leser steht sozusagen mit ihm auf Du und Du, und beginnt mit der bieder-

meierlich harmlosen Anrede „Denke Dir, lieber Leser . . . . ." Der Dichter meint selbst, es sei eine jener bescheidenen Geschichten, die nur wie mit leisem, schüchternem Finger an das Herz des Lesers anpochen. Da ist ein junger Poete mit heißem Blut, muntrer Laune, köstlichem Leichtsinn, der auch gelegentlich einmal seine Schulden bezahlen kann, heute würde man sagen, ein Bohemien. Der ganze sprachliche Stil ist ein anderer als im „Engelchen", scherzend, ironisierend, tändelnd. Wenn der Dichter meint, daß man sich mit dem Büchlein glücklich in den Schlaf lesen könne, so ist er allzu bescheiden, das Büchlein ist wirklich kurzweilig. Es liegt ein liebenswürdiger Hauch gleich über dem ersten Kapitel, in dem von der alten, verräucherten Weinkneipe berichtet wird, das ist wie Spitzwegstimmung. Und wenn der junge Dichter dann aus der Kneipe tritt, wo er bei Freunden und altem Rheinwein gesessen, in den strömenden Regen, ohne Schirm und Hausschlüssel, ohne einen Heller Geld, das ist von feinem Reiz — Romantik im Regen. Trefflich beobachtet ist z. B. auch die kleine Begebenheit beim Pfandverleiher. Das Buch steckt voll romantischer Einfälle, fast ist es, als habe es Prutz Spaß gemacht, einmal nach der Weise der von seiner Schule so bekämpften Romantiker zu fabulieren. Schillernd und elegant ist dann wieder das Treiben der Lebewelt gezeichnet; famos ist der „Roué aus Grundsatz" charakterisiert. Überhaupt sind einzelne Gestalten des Romans von frischestem Leben, so Filibert, der liberale Minister, der charakterlose Florentin, die pensionierte Hofopernsängerin, Felix, der junge Dichter und zumal Kätchen, das lieblichste, zarte Mädchenbild. Einige episodische Figuren sind mit ein paar kecken Strichen hingeworfen, und treffend umrissen; der Verleger und Revolverjournalist Trillerfuß; Amschel Levi, der Pfandverleiher, die Perle der Hausmeister Jakob Holznagel.

Wie scharf Prutz beobachtete, wie klug er seine Beobachtung niederlegte, das beweist der Umstand, daß so vieles allgemeine und dauernde Geltung hat. Als Beispiel sei eine praktische, besonders prägnante Erkenntnis angeführt, die weniger für den Politiker, als eigentlich für den Poeten zeugt: „Politische Artikel . . . . . wenn sie wirklich packen sollen, müssen lediglich mit dem Kopf und unter Umständen noch mit der Galle geschrieben werden; Sie dagegen schreiben Ihre Aufsätze halb mit dem Herzen und halb aus dem Staatslexikon — was kann da Gescheites herauskommen?" (1. Bd. S. 151.) Man muß nur scheiden, was Ironie, und was Ernst ist.

Im übrigen ist „Felix" eine Art Rahmengeschichte. Ein Kreis von sehr unterschiedlich gearteten Freunden trifft sich in einer Weinkneipe;

man gehört natürlich auch einem politischen Klub an, das gibt dann Gelegenheit, die Umwelt der Betrachtungen und Handelnden zu erweitern, ein Bild des politischen Treibens zu geben. Der Held des Romans, Felix, ein junger Dichter ist in dieses aufgeregte, schreiende Leben gestellt. Er macht auch alle Phasen des Entwicklungsganges der Liebe durch, erglüht für die stolze, schöne Aristokratin, bis er schließlich zu dem schlichten, zarten Mädchen heimfindet. Einige Verwicklung ist geschaffen durch die geheimnisvolle Herkunft der Beiden. In Ruhe und Bürgerlichkeit lösen sich auch die Geschicke aller anderen Angehörigen des Kreises der „Hinterwäldler“, mit Ausnahme des Abenteurers Florentin.

„Die Schwägerin“ steht an literarischem Wert beträchtlich den beiden andern Werken dieser Reihe nach, sie ist im Stil des Ganzen nicht von besonderer Eigenart; wieder wird wie im „Felix“ die Geschichte einer mißratenen Liebe zu der schönen Aristokratin erzählt, es wiederholt sich das Motiv der zwei sich gegenüberstehenden Frauen, und so hat das Buch eine etwas alltägliche Physiognomie. Der Sohn eines vornehmen, reichen Mannes, des allmächtigen Präsidenten, Georg, ein ziemlich komplizierter Charakter, lebt in selbstgewählter Einsamkeit und Bescheidenheit ein stilles Familienleben. In die glückliche Idylle tritt die betörende Schwägerin. Georg verliert sich an die, wie er irrtümlich glaubt, erwiderte Liebe, und ist im Begriff, Frau und Kind zu verlassen. Es reizt ihn auch, in den beginnenden Vorkämpfen der Revolution eine Rolle zu spielen. In seinem Liebeswahn wird er schwer enttäuscht, ein jäher Sturz vom Pferde löst alle Fäden, die ihn mit der großen Welt verbanden, er geht wieder in sein friedliches Glück zurück. Dieses Motiv des nach stürmischem Lebens- und Herzenskampfe sich wieder in sich selbst Zurückziehens kehrt bei Prutz immer wieder und ist natürlich eine Frucht der eigenen Kämpfe. Einzelheiten sind hübsch gelungen. Die Frau des Rentschreibers ist eine Gestalt mit feinen Zügen, voll reizender Weiblichkeit. All die kleinen Freuden und Ereignisse des Familienlebens zu schildern, liegt dem Hausvater Prutz sehr gut. Ein Begriff der drückenden Stimmung der Zeit ist gegeben unter dem Bilde eines schwülen, entnervenden Sommertages. Daß der Schauplatz wieder in ein kleines deutsches Fürstentum, ähnlich wie in „Felix“ verlegt ist, ist aus dem Aufenthalt des Dichters in thüringischen Landen zu erklären. Wieder spielt ein Testament eine besondere Rolle. Geschichten, in die ein Testament Spannung und Erregung bringen soll, sind gewöhnlich etwas langweilig, und so ist es auch diese. Karl Rosenkranz sagt: „Ein Proceß ist kein poetischer Gegenstand.“ Ein Testament auch nicht

Gemeinsam ist diesen ersten drei Werken die Neigung, die Geschichten von Individuen nebeneinander zu stellen, und möglichst selbständig auszubilden, wodurch wieder das Charakterisieren der einzelnen Gestalten notwendiger und schärfer wurde. Auch die Literaturgeschichte hatte Prutz als eine Geschichte von Individuen erfaßt. Diese Feststellung deckt sich mit Grosses Erfahrung, „daß er die Beleuchtung der einzelnen Dramen, Romane und Lieder nicht mit der Laterne der Ästhetik vollzog, sondern die Werke als Früchte persönlicher Erlebnisse, als Spiegel und meritorisches Zeugnis ihres Menschentums mit allen Schwächen und Eigenheiten, allen Verdiensten des Wollens aufwies." („Ursachen und Wirkungen." S. 104.)

Die zweite Reihe der Romane steht auch künstlerisch der früheren beträchtlich nach; sie trägt Zeichen der persönlichen Erschöpfung des Verfassers und der politischen Erschöpfung der Zeit. In Berlin hängen heute noch Gemälde, mit denen Friedrich Wilhelm I. sich in Schmerzen der Gicht unterhielt. Ihnen ist das Motto entnommen, das dem „Musikantenthurm" vorgesetzt ist: In doloribus pinxit. Das Buch ist Frau Charlotte Wellmann in Stettin, der Gattin von Prutzens trefflichem Lehrer Albert Wellmann zugeeignet, dessen Tod auf Prutzens Stimmung manchen Schatten warf. Der größte Teil des Romans ist, wie Prutz schreibt, im Krankenzimmer zwar nicht entstanden, aber doch ausgeführt. Sonne hat nur „von weitem auf die Blätter geschienen." Prutz sagt, er habe selbst gewünscht, daß das Buch etwas weniger düster ausgefallen wäre. Und in der Tat, das Unheimliche und Düstere erstickt in diesem Buche die freundlichere Regung. Es spielt kein gesunder Humor, verbissener Spott zerfetzt; verwegene, gefährliche Patrone schleichen im Dunkel; Tränen fließen, Tränen der Armut, der Verlassenheit, des Betrogenseins. Fälschungen, Mißhandlungen, Selbstmord, Verbrechen aller Art sind gehäuft. Gift ist in den Menschen und ihrem Tun. Und manches Stück liest sich wie ein Kapitel aus dem „Neuen Pitaval."

Im Turm wird ein Häuflein Enterbter, Armer, Schwacher beherbergt. Diese Menschen und ihr ganzes kümmerliches Leben sind das dichterische Sinnbild für alle soziale Not der Zeit, für alles Elend dieser Welt. Manche Szene, manche seltsame Gestalt beweist wieder des Dichters bedeutende Gabe zu naturalistischer Schilderung und kräftiger Schraffierung der Charaktere. Der Schreiber Lux ist das Muster einer Spitzbubenfigur und aus der ergreifenden Kindergestalt, dem „armen alten Mann", der hilflos erfriert und verhungert, schreit das Elend eines ganzen, verkrüppelten, mißwachsenen Geschlechtes. Wirksamer Gegensatz

ist diesmal gegeben zwischen all dem Dunkel des Turms und dem hellen Wohlleben des Hauses des hohen Beamten, in dem Streit von Bürgerschaft und Regierung. Ein Testament bildet wieder wie in allen Romanen das treibende Rad der Handlung; auch sonst ist nach englischem Rezept allerlei Spannung gemischt mit dem Diebstahl einer Brieftasche, mit Kindsunterschiebung, Verbrecherkneipe usw. Das meiste ist aber nicht organisch aus der Idee gewachsen, sondern rein äußerlich beigesetzt, es verknotet den Faden der Handlung wie kaum in einem andern Prutzschen Romane, und ist in der häufigen Wiederholung langweilig. Wieder endet der Roman mit einem grellen Effekt, der „Schreckensnacht." Mit geringen Mitteln, und doch farbig ist das verdrießliche Leben in der kleinen alten Landstadt, dem „Sibirien des Staates" gezeichnet, gut getroffen ist auch die keifende Gemeinschaft der weiblichen Bewohnerinnen des Musikantenturms. Aus der Kindsunterschiebung entwickelt sich ein psychologisch rätselvolles, von Prutz mit Geschick bis ins Kleinste erforschtes Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, die es in Wirklichkeit nicht sind. Dieser Sohn, der nach Geburt, Veranlagung, Neigungen auf angemaßtem Platze steht, ist ein widerspruchsvoller Charakter, vom Dichter feinschattiert. Die Einteilung in Bücher ist ziemlich willkürlich, stilistisch ist gegenüber den früheren Werken kein Fortschritt zu entdecken, außer daß etwa die Apostrophierung des Lesers weniger häufig geübt wird. Der Kern der Handlung ist folgendes: Im Testament ist bestimmt, daß von den zu erwartenden Kindern zweier Schwestern der erste Knabe Erbe des Reichtums der Familie werden solle. Beide genesen eines Mädchens. Die eine Schwester läßt der Dichter aus nicht genügend erhärteten Gründen einen Knaben unterschieben, das Mädchen wird heimlich in Pflege getan. Das untergeschobene Kind gerät nach seiner Abstammung und verfehlten Erziehung, wird ein ungebärdiger, roher Jüngling, ein frühgealteter Mann, ein seine Pflichten vernachlässigender Beamter, der als solcher auch den Musikantenturm zu verwalten hat. Dieser an sich hübsche, im englischen Familienroman fast stereotype Einfall des wunderlichen Testaments ist bei Prutz breit ausgewalzt, und so arg dünn geworden. Soviel Beiwerk und Nebensächliches ist dazu gekommen, daß der Dichter schließlich in die rechte Form nicht mehr zurückfindet und gewaltsam die Verwirrung löst. Ein ganz hübsches Wort der Selbstironie offenbart des Dichters Stimmung. „Es gibt zwei Thorheiten, von denen ich nicht begreife, wie ein verständiger Mensch sie begehen kann: die erste ist Bücher zu schreiben, die andere aber und noch viel größere ist Bücher zu drucken." (2. Bd., S. 242.)

Den Roman „Helene“ nennt der Dichter ein Frauenleben, und in der Tat, der Roman erschöpft sich in der Behandlung von Frauenfragen, in der Charakterisierung der Weiblichkeit, weiblich sind die Hauptgestalten des Romans. Der ganze Stil des Buches ist weicher, fraulicher, weniger kampfbereit. Der Dichter hat als Einkleidung den Fund des Tagebuches der Heldin gewählt, das er nun herausgibt. Das ist eine poetische Annahme, wenn auch in manchem bei Prutz der Gedanke an seine eigene Frau mitgespielt haben mag, die als Waise vielleicht ähnliches durchgemacht hatte wie Helene. Der Dichter sagt auf S. 7, 1. Bd. von dem Buche: „Es sind keine spannenden Abenteuer, keine neuen und überraschenden Charaktere, keine pikanten und glänzenden Gedanken. . . . ., es ist nur der schlichte Lebenslauf einer Frau.“ Und weiter sagt er: „In dem täglichen Leben unserer Frauen, wie es dahin schleicht zwischen verwegenster Poesie und kleinlichster Prosa, zwischen Hoffnung und Entsagung, zwischen großen Erwartungen und noch größeren Enttäuschungen, zwischen kleinen Leiden und noch weit kleineren Freuden, zwischen Irrthum, Leidenschaft und schmerzlicher Erkältung — in diesem alltäglichen, unscheinbaren Leben liegt, wenn ich nicht irre, ein Schatz von Poesie, der noch lange nicht gehoben ist.“ Im ersten Teil wird mit kluger Kenntnis der Kindesseele die Geschichte einer Mädchenjugend erzählt; diese Kinderidylle wird in der abenteuerlichen Fahrt ins Schloß zum holden Märchen. Die Doppelrolle des Rendanten, der die Kasse bestiehlt und dazu eine gruselige Komödie aufführt, die spukhafte Erscheinung, heimliche Ehe und Prozeß, das ist wieder ganz nach dem Geschmack der Leser englischer Pennyromane; das adelige Leben auf dem Gute mit Jagd und Tafeleien, mit Liebelei und Duell ist ein Lesestoff für eine Zeit, da man an Clauren Gefallen fand. Nach einer unglückseligen Ehe, die in Nacht und Wahnsinn endet, findet die Heldin erlösenden Frieden; auch die Erzählung klingt in Frieden und abendlicher Stille aus. Der Dichter muß sein Musenkind „Helene“ sehr geliebt haben, so daß er ihm blondlockige Munterkeit und drolliges Geplauder seiner eigenen Kinder lieh. Pädagogische Erfahrungen des Vaters sind weidlich genützt; ein Gegensatz in Licht und Schatten ist erzielt durch das Zusammentreffen der verlassenen Tochter, der bescheidenen Erzieherin und der lange gesuchten Mutter, der glänzenden, gefeierten Künstlerin. Zwei hübsche Einfälle seien noch besonders erwähnt; von der Rolle der Frauen im Leben heißt es 1. Bd., S. 122: „das ganze Geheimniß besteht darin, daß wir Frauen zwar wissen, was die Männer wollen, aber daß wir niemals die Männer errathen lassen, was wir

selbst so eigentlich im Schilde führen." Nach einer recht treffenden Erläuterung männlicher Eitelkeit fährt der Dichter fort: „Sie wollen die Herren der Schöpfung sein — nun ja doch, seid es: aber so sind wir wenigstens eure ersten Minister, und ein Minister, habe ich mir sagen lassen, ist heut zu Tage ein wichtiger Mann im Staate, und hat soviel zu entscheiden als der König selbst." So liebevoll, wie nur ein Dichter es vermag, versenkt sich Prutz in des Kindes Denken. Das kleine Mädchen möchte einen weißen Pudel, ein Spielzeug kaufen, und da sagt es nun mit entzückender, nationalökonomischer Kindlichkeit: „Kaufen? ist das nicht so, wo man Geld giebt und nachher geht man fort und der Eine behält das Geld und der Andere den Pudel?" (1. Bd., S. 153.)

„Oberndorf", der letzte Prutz'sche Roman beginnt als freundliche Idylle aus himmelblauer Burschenzeit. Eine Studentenbude unter dem Dach, ein schwärmendes Freundespaar, Gläser klingen zum Valet. Eine kleine winkelige, spitzgiebelige deutsche Stadt, in deren stillen Gassen das Gras wächst. Dieses Städtchen mit seinen wichtigtuenden, politisierenden Philistern, mit seinem weinfrohen Einkehrhaus ersteht wie ein Spitzwegbild. Husaren sind einmal in Garnison gelegen, das Regiment wurde verlegt, nun ist man in dem Städtchen höchst unzufrieden und gehört zur Opposition. Das kommt dem jungen Dichter und heimlichen Revolutionär zugute, dem einen der beiden Freunde, er gilt etwas in dem Städtchen, bis der Wind aus einer andern Ecke weht, und der junge Dichter wegen seiner gefährlichen Reimereien ausgewiesen wird, was Prutz ja selbst wegen eines zu Dahlmanns Abschied von Jena gedichteten, übermütigen Tischliedes zustieß. Das ist aber nun alles nicht mehr mit der politischen Verbissenheit von einst geschrieben, sondern mit harmlosem Spott, mit Freude an der kleinbürgerlichen Umwelt und an studentisch sorglosem Treiben. Dazu noch eine niedliche Liebesgeschichte, und es wäre alles ganz im Biedermeiergeschmack, geeignet für einen zierlichen Almanach in ach so rosarotem Einband. Da wendet der Dichter das Blatt. Der eine der beiden Freude reist nach Rußland, um dort einen fast verschollenen reichen Onkel, ein Gegenstück zu dem Amerikaner im „Musikantenthurm" aufzusuchen, der andere, der ausgewiesene Dichter, beschließt, um nicht in Schande zu seiner Mutter heimkehren zu müssen, unter dem Namen seines Freundes „unterzutauchen" (3. Bd., S. 159), ein neues Leben zu beginnen und wird Hauslehrer auf dem Grafenschloß zu Oberndorf, das dunkle Geheimnisse birgt. Nun beginnt eine höchst romantische Erzählung voll Abenteuer und schwerer Schuld, wie Prutz und seine Zeit es liebte. Einfälle aus früheren Romanen wie-

derholen sich, heimliche Ehe, Kindsunterschiebung, Mord, Wahnsinn. Die schwarze Nanni ist eine ähnliche Gestalt wie Flora im „Musikantenthurm"; die Beschreibung der phantastischen Sängerin im 2. Bd. S. 168 liest sich wie die Schilderung eines Genrebildes aus dem Pariser Salon der Vierziger Jahre. Vetter Albert ist auch ein Vetter des Roués im „Felix", Theobalds in der „Schwägerin", Rudolfs im „Musikantenthurm." Sogar eine Kapitelüberschrift aus dem „Engelchen", „Mine und Gegenmine" ist wieder gebraucht. Eine grelle, grausige Szene, mit poetischer Kraft gegeben, ist das Hochzeitsfest Huberts, wenn unter rauschender Musik auf in der Sonne blitzendem Teich der reichgeschmückten Brautgondel die Leiche der verstoßenen Geliebten entgegenschwimmt. (3. Bd., S. 98 f.) Das schrieb der Dramatiker Prutz, es ist nicht etwa ein Ausfluß des Weltschmerzes und des Menschenhasses, von dem Prutz sagt, daß ihn jeder junge Dichter einmal durchmachen müsse, und daß er gleichsam eine von den Kinderkrankheiten des Genius sei. (1. Bd., S. 65.) Ein anderes literarisches Urteil findet sich, obwohl Prutz an dieser Stelle meint, er schreibe eine Erzählung, keine literarische Kritik, im selben Band auf S. 74, 75: „Und auch das ist ja wol noch nicht vergessen, wie leicht es damals unsern Dichtern und Dichterlingen gemacht war, sich einen vollen Lorbeerkranz zu erwerben . . . . . Es genügte damals, das Ohr des Zuhörers mit gewissen Stichworten zu kitzeln und gewisse allgemein beliebte Ideen in eine leidlich melodische Form zu bringen — und siehe da, der gefeierte Dichter, der poetische Held des Tages war fertig." Es genügte damals und manchen genügt es auch heute.

*

Eine erzählungstechnische Grundfrage wäre noch zu behandeln, nämlich, wie sich die Romane Prutzens zu Gutzkows „Roman des Nebeneinander" verhalten. Eine Anlehnung in den ersten drei Romanwerken ist naturgemäß nicht zu bemerken, da sie ja im gleichen Jahre wie das entscheidende Werk von Gutzkow „Die Ritter vom Geiste" erschienen und, wie von „Engelchen" und „Felix" bekannt, mehrere Jahre vorher entworfen und zum Teil fertiggestellt sind. In der „Schwägerin" wickelt sich die Erzählung ganz in der Form des Nacheinander des älteren Romans ab. In „Engelchen" und „Felix" laufen Handlungen nebeneinander, verschlingen, kreuzen sich, wechseln hin und her, Zeitabschnitte decken und überschneiden sich, die Handlung kehrt wohl auch zu einem Ausgangspunkt wieder zurück, um gewissermaßen wieder von vorne zu beginnen. Prutz versucht in seinen Romanen ein Bild seiner Zeit zu

geben mit all ihren politischen, sozialen, kulturellen Wirkungen und Beziehungen. Der Versuch wird einmal gemacht auf dem Wege der Kleinmalerei der Umwelt, die aber die Dinge nicht scharf umrändert, und nicht ineinander fließen läßt, sondern gewissermaßen ineinander schichtet, und zum andern dadurch, daß er Handlungen aus verschiedenen sozialen Klassen aufbaut, um wirksame Gegensätze zu erzielen. Dabei spielt noch oft gar keine praktische Erwägung mit, sondern das Bedürfnis nach sehr persönlichen Auseinandersetzungen z. B. in der Einführung des Handlungskreises um den Maler Schmidt im „Engelchen", um den Dichter Felix usw. Wo der moderne Literat Geschlossenheit und unmittelbare zeitliche Folge für selbstverständlich hält, wird hier zerrissen, willkürlich ein neues Kapitel begonnen; das ist nun keine Erzählung des Nacheinander, eher eine technische Unzulänglichkeit, aber auch kein Roman des Nebeneinander, keine Querschnitterzählung, wie man sagen könnte, nach dem Bilde, das man der Gutzkowschen Idee gegeben hat: Durchschnitt eines Schiffskörpers oder eines Bergwerks. Prutz gab eine Fülle von Zeitgedanken und Zeitbildern, aber nicht das „Nebeneinander eines allseitigen Weltbildes." Es zeigte sich ja auch, daß die neue literarische Theorie ein Irrtum war. Der poetische Gehalt läßt sich nicht mit dem Längenmaß umspannen, und eine Geschichte ohne Raum und Zeit, ohne ein Neben- und Nacheinander der Entwicklung ist ein Unding. So wurde auch bei Prutz die Praxis zu einem Kompromiß der Theorien. Im „Musikantenthurm" findet sich wohl ein echtes praktisches Beispiel der Nebeneinandererzählung. An einem Gewittertage, das Gewitter hat hier als Sinnbild Bedeutung und als Stimmungsfaktor, schreitet die Handlung nicht eigentlich weiter, sondern wird an verschiedenen Orten gleichzeitig angehalten, um sich dann wieder neu zu entwickeln. (2. Bd.) Der Roman „Helene" ist hier ganz außer acht zu lassen, denn die Form des Tagebuchs bedingt ohne weiteres den Roman des Nacheinander. Stärker ist der Einfluß der Gutzkowschen Idee in „Oberndorf." Dadurch, daß der Held eigentlich zwei Leben führt, werden wirklich zwei Weltbilder nebeneinander gestellt. Hier haben wir auch Beispiele, daß die Erzählung bewußt unterbrochen wird, um nun gewissermaßen ein anderes Blatt aufzuschlagen (so 3. Bd., S. 72). Es wird eine Darstellung gegeben der kleinen Stadt, des Lebens auf dem Dorfe, des Treibens der Offiziere, der Geschehnisse auf dem Schlosse bei den Bedienten und Pächtern des Grafen, es werden politische und unpolitische Leute vorgeführt, Konservative und Demokraten, Weltlichkeit und Geistlichkeit, Armut und Reichtum, Glück und Not, Knechte und Freie. So ist immerhin

ein Weltbild aufgefangen, wenn auch in kleinem Spiegel, weniger universell und mannigfaltig, als Gutzkow es meinte. Eine „unabsehbare Ebene“, „ein ausgespanntes Tuch der Zeit“, „ein Panorama der Zeit“ ist auch dieser Roman nicht.

*

Die Darstellung ist am Ende. Will man sozusagen das Fazit von Prutzens politischer Persönlichkeit aus seinen Romanen ziehen, so kann man vielleicht sagen: Prutz war ein aufrechter, echter Demokrat, der seine Überzeugung nie verleugnete, auch wenn bekennen schwer und schädlich war. Er war der demagogischen Phrase durchaus abhold; er lernte aus der Wirklichkeit des Tages. Den Massen wollte er ehrlich helfen, aber er wollte sich nicht von ihnen führen lassen. Wenn man fragen würde, wo würde Prutz heute stehen, die Antwort wäre nicht schwer, bei denen, die über dem Streit der Parteien den Ruf des Vaterlandes hören, denn er war ein Dichter, ein Mann von Herz, und hatte das in Wahrheit, was man „das deutsche Gewissen“ nennen kann.

Lebenslauf.

Ich bin geboren am 19. Juli 1883 zu Augsburg, besuchte acht Jahre das dortige humanistische Gymnasium St. Stephan und absolvierte 1903 in Günzburg. Von 1903 bis 1904 diente ich als Einjährig-Freiwilliger im 19. Infanterieregiment in Erlangen und war im Wintersemester 1903/04 dort als Studierender der Rechte eingeschrieben. 1904 bezog ich die Universität München, und war mit einer durch Krankheit veranlaßten Unterbrechung bis zum Wintersemester 1911/12 als Studierender der Philologie immatrikuliert. Am 30. Dezember 1911 verheiratete ich mich, und war dann als freier Schriftsteller, kurze Zeit auch als Dramaturg tätig. Im Februar 1913 trat ich in die Schriftleitung der „Münchner Neuesten Nachrichten" ein, der ich heute noch angehöre. Bei der Mobilmachung 1914 rückte ich zum 12. Infanterieregiment ein, und bin auch in Nordfrankreich und Belgien gewesen.